No. 12 / November 1994

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Für mehr Vielfalt im Osten

Kommunikationswissenschaft in den neuen Ländern

Im fünften Jahr der deutschen Einheit ist es an der Zeit, nach der Entwicklung der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in den neuen Bundesländern zu fragen. Was ist dort geleistet worden? Wo gibt es Defizite bei der Institutionalisierung? Was bleibt zu tun?

Als sich nach dem Fall der Mauer abzeichnete, daß im Osten Deutschlands die ehemaligen SED-Bezirkszeitungen weiterhin ihre starke Stellung behalten würden, waren Fachkollegen mit harscher und wohl auch berechtigter Kritik an der Treuhand schnell zur Stelle: Es sei eine Schande, daß medienpolitische Überlegungen beim Verkauf der Zeitungen an große westdeutsche Verlagshäuser offenbar kaum eine Rolle gespielt hätten. Im Ostteil des vereinigten Deutschlands sei so nicht nur auf Anhieb die Pressekonzentration stärker als im Westen nach knapp 50 Jahren schleichender Vermachtung der Märkte; im Grunde seien auch überkommene, in der Tendenz zentralistisch-monopolistische Strukturen des SED-Staates erhalten geblieben.

Die Diagnose stimmt auch im Jahre Fünf der deutschen Einheit – aber leider nicht nur für die Zeitungen, sondern sinngemäß auch für die Rolle, die unser eigenes Fach, die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, im Osten spielt. Auch beim Ausbau der Hochschulen in den neuen Bundesländern haben medienpolitische Überlegungen offenbar keine Rolle gespielt – etwa die Einsicht, daß Vielfalt in der Medienproduktion sich nicht zuletzt auch über eine Vielzahl einschlägiger universitärer Ausbildungsstätten herstellen ließe.

Nahezu alle Aufmerksamkeit der Fachöffentlichkeit konzentrierte sich auf die Abwicklung des „Roten Klosters" und den Wiederaufbau des traditionsreichen Leipziger Instituts. Offenbar ist es dabei bisher niemand so richtig aufgefallen, daß auch mit der Entscheidung, in Leipzig zu klotzen, statt anderswo zu kleckern, überkommene zentralistische Strukturen des DDR-Staates festgeschrieben wurden – wenn auch, dieser gewaltige Unterschied sei nicht heruntergespielt, unter dem Vorzeichen freiheitlicher Forschung und Lehre und ohne die Oberaufsicht einer allmächtigen Einheitspartei.

Zunächst ein paar Vermutungen, wie es dazu kommen konnte: Bis auf die Hochschulneugründungen wurde an den Universitäten weithin in den Fächern neu begonnen, die schon vorher da waren und die meist erst einmal abgewickelt werden mußten. Die Gründungsdekane, die die Ärmel aufkrempelten, hatten zunächst einmal alle Hände voll zu tun, in den Kernbereichen der jeweiligen Disziplinen für qualifizierte Neu-

INHALT

Thema.....1
Neue Bücher.....6
Tagungen.....7
Essay.....9
Selbstportrait.....13
Nachruf.....14
Erinnerungen.....15
Ausland.....18
Rück-Blick.....20

EDITORIAL

Einmütig fordern die Hochschulgesetze inzwischen einen berufsqualifizierenden Abschluß für das Studium. Die Impulse dazu gingen ursprünglich nur in seltenen Fällen von den Hochschullehrern oder den wissenschaftlichen Fachgesellschaften aus. Sie kamen vielmehr einerseits von den Studierenden, andererseits aus Unternehmen, Betrieben, Verbänden, von seiten der beruflichen Praxis also.
Auch im Bereich Journalistik, Publizistik, Kommunikation hat sich in den letzten Jahren der Berufsbezug in den Studienangeboten zunehmend durchgesetzt. Der Trend geht dabei vor allem in Richtung einer immer stärkeren Spezialisierung.

AVISIERT

Ein kürzlich erschienenes Handbuch verzeichnet allein für die Bundesrepublik Deutschland mehr als siebzig berufsbezogene Studiengänge in den Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften. Manche haben sehr enge Berufsfelder im Visier – etwa wenn sie ein Studium der „Buchwissenschaft" offerieren. Andere lassen klare Konturen vermissen – sie steuern nur vage diverse „Kultur"-Berufe an. Die dort produzierten „Diplom-Kulturwirte" könnten einst zu spüren bekommen, was es bedeutet, wenn der Arbeitsmarkt nicht hält, was der (in unserem Bildungssystem allerdings nur residual vorhandene) Ausbildungsmarkt verspricht.
Im Westen also viel – vielleicht zu viel – Neues. Im Osten dagegen wäre mehr Vielfalt wünschenswert. Man kann nur hoffen, daß sich die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft dort in den nächsten Jahren an weiteren Universitäten und Hochschulen etabliert.

Walter Hömberg

berufungen zu sorgen. Unser Fach gab es nur in Leipzig, folglich wurden auch zuallererst dort die Weichen für den Neuaufbau gestellt.

Eine frühe Initiative des DGPuK-Vorstands, auch an anderen Hochschulen das Fach einzurichten, ist dagegen verpufft. Zwar wurden alle zuständigen Minister in den neuen Bundesländern angeschrieben – aber nur an einer einzigen Universität, der TU Dresden, ist es bisher gelungen, das Fach tatsächlich zu etablieren. Gewiß war es kein Zufall, daß dort mit Heinrich Oberreuter an der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fakultät ein Gründungsdekan tätig war, der selbst – zumindest auch – Kommunikationswissenschaftler ist.

Weil es dagegen an den anderen Universitäten Ostdeutschlands keine ebenso engagierten Streiter für das Fach Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gab, fehlt es dort bis heute. Besonders befremdlich ist dies an Hochschulen wie der Viadrina in Frankfurt an der Oder, die sich explizit dem Europagedanken und dem Brückenbau zwischen Ost und West verschrieben haben. Wer solche Ziele verfolgt, müßte wohl vorrangig professionelle Kommunikatoren ausbilden. Allerdings rennt man bisher ja noch nicht einmal offene Türen ein, wenn man herausstellt, daß gerade ein funktionierender Journalismus und damit auch unsere Disziplin in den neuen Bundesländern ganz besonders gebraucht werden – politisch beim Übergang von der Diktatur zur Demokratie ebenso wie wirtschaftlich, wo doch der Mediensektor als der Wachstumsmarkt der aufkommenden Informations- und Kommunikationsgesellschaft schlechthin gilt.

Vom Duopol zum Polypol

Entstanden ist mit der strukturkonservativen Entscheidung zugunsten des Ausbaus von Leipzig eine Art publizistik- und kommunikationswissenschaftliches Duopol in Deutschlands Osten: Die beiden großen Institute an der FU Berlin und in Leipzig teilen unter sich den universitären Ausbildungsmarkt Ost im Bereich der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft vorerst weitgehend auf.

Für die Profilierung das Fachs in Westdeutschland war es dagegen in den letzten zwei Jahrzehnten prägend, daß sich allmählich ein Nebeneinander von großen und kleinen Instituten entwickelte: Die großen Institute ermöglichten ihren Forschern und damit auch ihren Studenten mehr Spezialisierung, und sie sind meist auch an den interessanteren Medienplätzen beheimatet (Berlin, Mainz, München). Die kleineren bieten dagegen die besseren Studienbedingungen und damit oft auch mehr Praxisnähe des Studienbetriebs; sie sind meist nicht nur besser ausgestattet, sondern auch flexibler in der Gestaltung ihrer Curricula und damit wohl auch innovationsfähiger als die großen, deren Entscheidungsgremien sich allzuoft selbst blockieren. Letztlich ist es wohl der Mix zwischen groß und klein, der das Fach in seiner Entwicklung befruchtete und beflügelte.

Es gilt also, in den neuen Bundesländern wenigstens in der zweiten Phase des Ausbaus der dortigen Hochschulen die Weichen neu zu stellen: damit wir allmählich auch im Osten vom Duopol zum Polypol gelangen. In Dresden ist der Anfang ja bereits gemacht.

Stephan Ruß-Mohl

Lernort für Kommunikation

Partnerschaft zwischen Wissenschaft und Praxis

Es ist zu selbstverständlich, um es näher auszuführen, aber doch der Verdeutlichung wert: Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft des deutschen Sprachraums verfügt über ziemlich verschieden strukturierte Ausbildungseinrichtungen mit ziemlich verschiedenen Ausbildungszielen. Daher kann man nicht von einer kommunikationswissenschaftlich bestimmten Didaktik sprechen. Vielmehr handelt es sich um verschiedene kommunikationswissenschaftliche Didaktik-Konzepte, die es erst herauszuarbeiten gilt. Aber einem Prinzip müssen sie alle folgen: Ohne Leitbild ist das beste Methodeninstrumentarium nur Verschwendung von Ressourcen.

Das Kommunikationsleitbild der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ist so uneinheitlich und blaß wie die dafür notwendige erkenntnistheoretische Diskussion. So schön es wäre, wenn die Summe der einzelnen institutionellen Leitbilder so etwas wie ein Branchenleitbild ergäben, das die gesellschaftliche und kulturelle Funktion einer allgemeinen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft darzustellen in der Lage wäre, so fromm bleibt dieser Wunsch. Um aber wenigstens eine solche Annäherung zu ermöglichen, braucht es – vermutlich mehr als bisher – den interinstitutionellen Erfahrungsaustausch über die Wertgrundlagen, über die Zielwerte und die Rahmenbedingungen kommunikationswissenschaftlicher Arbeit in Lehre und Forschung.

In diesem Sinne ist die Didaktik-Diskussion, die nun allenthalben bewußter geführt wird (siehe die Beiträge dazu in AVISO, No. 9 - 11), ein nicht hoch genug zu schätzender Vorgang. Denn durch sie kann ein Prozeß der Formulierung eines Qualitätsleitbildes des kommunikationswissenschaftlichen Studiums in Gang kommen. Ansätze dazu hat es ja immer wieder gegeben (vor allem im Hinblick auf die Ausbildung zum Journalismus). Sie wurden nur nicht ausgreifend genug (andere Kommunikationsberufe) und nicht konsequent genug (Subleitbilder wie Praxisleitbild, Evaluierungsleitbild u.ä.) durchgearbeitet und weiterentwickelt.

Diskursive Didaktik

Dies möglicherweise deshalb, weil das unternehmerische Selbstverständnis im Monopolschutz staatlicher Einrichtung sich nicht entfalten konnte. Der unternehmerische Gestus der Kommunikationswissenschaft im deutschen Sprachraum ist ganz einfach behindert durch ein traditionelles Konzept wissenschaftlicher Keuschheit. Die Beschaulichkeit der Wissenschaft aber verliert ihren (auch Wissen schaffenden) Wert, wenn zwischen dem Tempo der von der Wissenschaft zu reflektierenden Praxis und Praxisentwicklung und dem Tempo der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion eine Kluft entsteht, die eben als Reflexions- und Erklärungskluft ganz schlicht Wissen schuldig bleibt.

Stimmt die eben nur grob umrissene Diagnose, dann steht das doch in erheblichem Widerspruch zu dem sich schon seit langem abzeichnenden Bedarf an mehr Kommunikationswissen und mehr Kommunikationsexperten. Öfter als es uns angenehm ist, werden wir darauf aufmerksam (gemacht), daß der Fluß der Entwicklung einer sich kommunika-

tiv vernetzenden Gesellschaft seine Spuren an uns vorbeizieht. Der Mangel liegt, so vermute ich, im praktischen Verzicht auf das Prinzip, nach dem die Wissenschaft fahndet: Kommunikation.

Das Problem hat vielfältige Ursachen. Eine davon ist die tiefsitzende Skepsis der Wissenschaft gegenüber der Kommunikation. Denn Kommunikation ist per se offen für Heterarchien und offen für Heterodoxien. Beide Momente widersprechen den gewohnten Strukturierungs- und Ordnungsmodellen der institutionalisierten Wissenschaft: der Hierarchie des wissenschaftlichen Ideenaufbaus und dem Prinzip verbindlicher Lehre. Im Rahmen solcher Prinzipien hat es eine kommunikative Didaktik ziemlich schwer. Sie aktualisiert diese Multiphrenie der Kommunikationswissenschaft, die praxisorientiert sein will, aber nicht zu praktisch, wissenschaftlich, aber das dann ganz gründlich (systematisch), hermeneutisch, aber nicht zu offen, erfahrungsbetont, aber dann nicht zu persönlich, mäeutisch, aber das dann nicht als Debattierklub.

Prinzip der Vorläufigkeit

Wenn die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sich ernsthaft und für Interessierte und Betroffene glaubwürdig an der Entwicklung einer speziellen Didaktik zu schaffen macht, dann kann sie dies nur aus dem Ansatz, daß die Qualität der Didaktik selbst kommunikativ sein muß. Kommunikative Qualität ist der Anspruch, daß der Austausch von Ideen, Informationen, Meinungen, Erfahrungen, Fakten und Argumenten aus dem Prinzip gegenseitiger Empathie an der Findung von Konsens interessiert ist, durch den es möglich wird, in den Widersprüchen die Motivation zum Gespräch zu entwickeln. Wenn das stimmt, dann muß man aber auch akzeptieren, daß aus einem kommunikativ angelegten didaktischen Diskurs ein anderes Wissenschaftsbild entsteht als man der Absicherung wegen gewohnt ist. Denn ein in Diskussion befindliches und aus dem Diskurs entstehendes Wissenschaftsbild hat eine ganz andere Struktur als ein hierarchisch definiertes Wissenschaftsbild. Es konstituiert sich als Prozeß, als vielfach vernetzter Gesprächsprozeß mit sehr dissipativen Strukturen.

Zum anderen ist der didaktische Diskurs selbst ein Wissen schaffender Vorgang, also Wissenschaft. Das alles funktioniert aber nur unter der Voraussetzung des Prinzips der Fehlerfreundlichkeit gegenüber kommunikativen Prozessen. Überall, wo einem der Sinn nach Perfektion oder Systemisierung steht, läuft man Gefahr, das Prinzip der Vorläufigkeit von Prozessen zu verletzen. Die bloße Wiederholung von Denk- und Handlungsmustern macht das Denken und Handeln noch lange nicht zu einem qualitativen Prozeß. Wer aber von den auf Reputation und Gültigkeit hin arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaflern traut sich, sein wissenschaftliches Sprechen (die Wiederholungstat) in ein wissenschaffendes Sprechen (die Erst-Tat) umzuarbeiten und sich dabei der Unberechenbarkeit von Intuition und Erfahrung, der Vorläufigkeit von Erkenntnissen oder auch der Wiederrufbarkeit eines Irrtums zu stellen?

Didaktik ist ja nicht etwas, das der einzelne Lehrer können und beherrschen muß. Didaktik ist zunächst einmal nicht eine Technik, die zu beherrschen Auskunft über professionelle Kompetenz gibt. Didaktik ist in aller erster Hinsicht eine Einstellung, eine Haltung des Verstehens der Summe situativer und struktureller Faktoren der Lehr-Lern-Kommunikation und der darin handelnden Personen. Aus der Perspektive sozialer Technologie kann man Didaktik als ein kommunikatives System betrachten; das heißt: als System, das in der Qualität seiner Kommunikation als Organisationssystem der situativen Lernressourcen funktioniert. Kommunikative Didaktik ist nicht eine Feder am Hut, sondern die Kultur des Umgangs mit sich, mit Lernpartnern, den Inhalten und den situativen Bedingungen aus einer emanzipatorischen Zielsetzung: die Bindung an „alte Erkenntnisse" bzw. Unkenntnisse umzuarbeiten in den freien und souveränen Umgang mit „neuem" Wissen bzw. Bewußtsein.

FUSSNOTENMUSEUM VI

6) Nach einer neueren Taxonomie (*Black & Decker*: New Orders in Political Correctness, N.Y. 1992; *Maria Rauch-Kallat*: Laterales Denken und ‚ethical chic', St. Pölten 1992) werden als „aufgeklärt" publizierte Diskurse nur dann qualifiziert, wenn sie, unabhängig von ihrer eigentlichen Thematik, die Frage des Sattwerdens in Ostafrika *vor* Seite 90 und *wenigstens* in einem Nebensatz einführen. Die Forderung nach einer durchgängigen Verwendung von semantischen IndikatorInnen für die Doppelgeschlechtlichkeit der Welt bleibt bislang von regionalem Interesse (Kerngebiet etwa zwischen *Maas* und *Memel* bzw. *Etsch* und *Belt*).

Aus Thelma L. Shapiro: Das Dinosaurier-Dilemma. De Dulcibus Sauris. O.O. 1993, Seite 11, Fußnote 6

Semesterpatenschaften

Was könnte in diesem Moment mehr zur Lösung des Problems beitragen als genau das als kommunikative Konstellation zu nutzen, was tatsächlich die Verschiedenheit der Perspektiven, die Heterarchie der Gültigkeiten und die Heterodoxie der Positionen ausmacht: das Verhältnis von Theorie bzw. Wissenschaft und Praxis. Ich will versuchen, dies an einem Beispiel zu erläutern.

Das Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, an dem ich tätig bin, versorgt nahezu fünftausend Studenten mit Kommunikationswissen in möglichst breiter inhaltlicher Streuung. Die eigentliche Berufsausbildung bietet unser Studienplan nicht an. Dennoch möchten wir unseren Studenten mit dem Wissen, das wir vermitteln, auch eine berufliche Orientierung ermöglichen. Das läßt sich nur in Kooperation mit Unternehmen aus der Kommunikations- und Medienpraxis machen.

Aus dieser Erkenntnis hat sich die Idee einer Semesterpatenschaft entwickelt. Konkret sieht eine solche Patenschaft eine enge Kooperation des Instituts mit einem Medien- und Kommunikationsunternehmen vor. Ein Zeitungsunternehmen übernimmt z.B. als erster Partner in diesem Projekt die Patenschaft im Wintersemester. Dieses Unternehmen hat ein Semester lang die Möglichkeit, in allen relevanten Aktivitäten des Instituts präsent zu sein, sich mit Know-how, Ideen, Erfahrungen und materiellen Ressourcen einzubringen und umgekehrt natürlich auch mitzulernen bzw. mitzuprofitieren. So können Vertreter des Zeitungsverlages Übungen, Ringvorlesungen, Workshops, Exkursionen zu Arbeitsstätten und Praktika anbieten. Mitarbeiter des Unternehmens (vorzugsweise solche, die als Absolventen unseres Instituts nun im praktischen Journalismus oder im Medienmanagement tätig sind) sollen gewonnen werden, als Mentoren in

Seminaren, als Tutoren bei Vorlesungen oder auch als Referenten für Spezialthemen in unserem Studienprogramm mitzuarbeiten. Dem Medienunternehmen wird über diesen Weg die Möglichkeit gegeben, sich einem Kreis potentiell zukünftiger Kollegen zu präsentieren bzw. Studenten als Leser zu gewinnen. Daß überdies ein kleines Universitätsfenster in der Zeitung eingerichtet wird, ist nur einer der hübschen Nebeneffekte.

In weiteren Semestern soll eine solche Praxiskooperation mit elektronischen Medien, mit medientechnischen Unternehmen, mit Medien- und Kommunikationsagenturen oder auch mit branchenfernen Betrieben und Institutionen eingegangen werden, die z.B. Arbeitsweltjournalisten, interne Kommunikationsberater oder Mitarbeiter für Öffentlichkeitsarbeit bzw. Organisationskommunikation beschäftigen.

Was kann man sich davon versprechen? Viele Einblicke in die Praxis, mehr Verantwortungspartnerschaft zwischen Wissenschaft und Praxis für die Qualitätsentwicklung der Ausbildung, den Abbau der Berührungsängste, eine Intensivierung des medienkulturellen Diskurses und die Chance für die Wissenschaft, von der Praxis zu lernen. Nicht zuletzt aber kann man von einer solchen Praxispräsenz Impulse für die wissenschaftliche Entwicklung gewinnen: konkrete und realitätsbetonte Problemstellungen für Seminararbeiten, Diplomarbeiten und Dissertationen. Von besonderem didaktischen Wert für beide Seiten sind die Möglichkeiten der sinnlichen Thematisierung und Bearbeitung von abstrakten Themen wie z.B. Medienethik. In diesem Sinne ist alles Didaktik, was zum Lernort der Kommunikation wird. *Thomas A. Bauer*

Ausbildung zum Medienwirt

Integrierter Diplom-Studiengang in Siegen

Die berufspraktischen Anforderungen im Medienbereich sind einem beschleunigten Wandel ausgesetzt. Deshalb darf die akademische Kommunikationsausbildung nicht den Begrenzungen der aktuellen Berufswirklichkeit erliegen, sondern muß sich bemühen, die Grundlagen für lebenslanges Weiterlernen und eine kreative berufliche Entfaltung zu vermitteln. Das wiederum macht die Berücksichtigung aktueller und für die Zukunft erkennbarer Anforderungsprofile notwendig.

Folgende Entwicklungen der modernen Mediengesellschaft stechen besonders hervor und beeinflussen nachhaltig auch die Ausbildungsziele:

❑ Technologische Integration und der wachsende Medienverbund (Fernsehen, PC und Datenverkehr) schaffen neue Berufsbilder und erfordern zunehmend Fachleute mit sogenannten „Schnittstellen-Qualifikationen" (z.B. Electronic Publishing und Informationsgrafik).

❑ Internationalisierung und Deregulierung der Medienmärkte erfordern wirtschaftliches Denken auch bei „Kulturschaffenden" und in klassischen Informationsberufen. Organisations- und Managementfähigkeiten (Producer) treten gleichberechtigt neben die bislang häufig ausreichende Mediengestaltungskompetenz.

❑ Eine ungeheure Angebotsvervielfältigung im Bereich der elektronischen, aber auch der Print-Medien macht es für Informationsanbieter aller Art erforderlich, ihre Öffentlichkeitsarbeit und Mediaplanung professionell zu gestalten. Das gilt nicht nur für Wirtschaftsunternehmen, sondern auch für Behörden, Kirchen und soziale Einrichtungen. Sogar öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten und Zeitungsredaktionen betreiben in dieser Perspektive neuerdings publizistisches Marketing.

Mit der qualitativen und quantitativen Vervielfältigung des Medienangebots entsteht ein zusätzlicher Gestaltungsbedarf, der von den vorhandenenen Aus- und Weiterbildungsstätten längst nicht zufriedenstellend beantwortet wird. Außerdem wächst die Nachfrage nach Kenntnissen über die Mechanismen und Wirkungen der zielgerichteten öffentlichen Kommunikation, deren professionelle Planung und Handhabung zu einem herausragenden „Überlebensmerkmal" in der modernen Informationsgesellschaft geworden ist. Wegen der vielfältigen Überschneidungen der Lerninhalte und Arbeitstechniken von Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und Journalismus erscheint es zunehmend fragwürdig, ob wissenschaftliche Ausbildungsgänge überhaupt noch nach diesen Berufsfeldern abgegrenzt werden sollten. Notwendig erscheint vielmehr eine wissenschaftliche Kommunikationsausbildung neuen Typs, die durch folgende Merkmale gekennzeichnet ist:

❑ Die Ausbildung erfolgt interdisziplinär, das heißt unter Einbeziehung wissenschaftlicher Methoden und Erkenntnisse aus unterschiedlichen Fächern und Fachbereichen. Der zukünftige Mitarbeiter eines Verlagshauses für Special-Interest-Publikationen z.B. muß Grundkenntnisse in Betriebswirtschaft, Recht, Personalwesen, Produktions- und Programmplanung mitbringen.

❑ Die Ausbildung erfolgt medienübergreifend statt medienspezifisch. Angesichts der schnellen Entwicklung der Kommunikationstechnik sind in Zukunft eher Orientierungswissen und medienübergreifende Qualifikationen gefragt als Spezialkenntnisse auf einem bestimmten Gebiet. So ist es beispielsweise für die Ausbildung eines Informationsgrafikers von nachgeordneter Bedeutung, ob er später für einen Fernsehsender, eine Wochenzeitschrift oder die Werbeabteilung einer humanitären Hilfsorganisation arbeitet. Spezialkenntnisse dafür können praxisnah und aktuell in einem Volontariat oder Trainee-Programm erworben bzw. vertieft werden.

❑ Die Ausbildung umfaßt die gesamte Bandbreite der publizistischen Arbeit, von der allgemeinen Kommunikationsplanung bis zur konkreten Mediengestaltung. Es sind insbesondere die systematischen Beziehungen zwischen strategischer Planung, Konzeption, Gestaltung und Erfolgskontrolle, die selbst erfahrene Praktiker häufig nur intuitiv beurteilen. Verantwortliches Entscheiden in Medienberufen setzt Grundlagenkenntnisse und Orientierungswissen in allen genannten Bereichen voraus.

❑ Die aktuelle Berufswirklichkeit wird durch Fachleute aus der Praxis vermittelt, die ihre Arbeit auch theoretisch reflektieren. Letztere werden durch Lehraufträge, Gast- oder Teilprofessuren in den Lehr- und Forschungsbetrieb der ausbildenden Hochschulen eingebunden. Der berufliche Übergang zwischen Wirtschaft und Hochschule darf nicht durch bürokratische Hemmnisse erschwert werden.

Der integrierte Diplom-Studiengang Medien-Planung, -Entwicklung und -Beratung an der Universität/Gesamthochschule Siegen ist ein Beispiel für eine wissenschaftliche Kommunikationsausbildung dieses Typs. Ziel des zunächst

auf fünf Jahre befristeten Bund-Land-Modellversuchs ist die Vermittlung anwendungsbezogener, fach- und medienübergreifender Kenntnisse für leitende Funktionen in Medienberufen gleich welcher Art. Die Ausbildung zum „Diplom-Medienwirt" umfaßt als hauptsächliche Studienschwerpunkte Medientheorie, Medienanalyse, Medienorganisation und Medienwirtschaft. Die Einzelveranstaltungen werden mit jeweils konkreten Medienbezügen angeboten, und zwar in den Bereichen Print, Audio, Film/Fernsehen. Darüber hinaus gibt es Angebote mit medienübergreifendem Bezug: Berufe/Personal, Programmplanung sowie Werbung/Public Relations.

Kommunikationsprojekte

Während das Grundstudium ein medienwissenschaftliches Studium generale mit einer möglichst breiten Streuung darstellt, sieht das Hauptstudium Möglichkeiten zu einer gewissen Spezialisierung vor. Regelmäßiger Bestandteil der Ausbildung sind auch sogenannte „Kommunikationsprojekte", in denen sich eine Gruppe von Studenten unter Anleitung der Dozenten mit der Lösung einer konkreten Kommunikationsaufgabe befaßt, nach Möglichkeit für einen „realen" Auftraggeber aus dem Einzugsbereich der Universität. Das kann die Konzeption und Gestaltung einer Tourismus-Kampagne für ein ausländisches Fremdenverkehrsbüro sein, die Kommunikationsplanung für einen regionalen Weiterbildungsträger, die Werbung für ein örtliches Wirtschaftsunternehmen, die Produktion eines Theaterstücks oder eines Dokumentarfilms und anderes mehr.

Da der Studienbetrieb erst zum Wintersemester 1990/91 aufgenommen wurde, liegen noch keine Absolventenberichte vor. Allerdings haben viele der Studierenden bereits eine praktische Berufsausbildung oder -tätigkeit abgeschlossen (z.B. als Journalist, Fotograf, Werbekaufmann) und entsprechend genaue Zielvorstellungen. Auch die Erfahrungen mit den studienbegleitenden Praktika sind sehr ermutigend. Das Beispiel zeigt, daß die Vermittlung theoretischer und berufspraktischer Kenntnisse in einem gemeinsamen, auf zukünftige Anforderungen der Wirtschafts- und Gesellschaftskommunikation ausgerichteten Ausbildungsumfeld durchaus realisierbar ist. *Michael Krzeminski*

INSTITUTE

Europäische Medienwissenschaften

Neuer Studiengang an der Universität Kassel

Die Université de Bourgogne, die Universität/Gesamthochschule Kassel, die University of Manchester, die Università degli Studi di Firenze und das Institute of Education der University of London bieten einen einjährigen Internationalen Ergänzungsstudiengang Medienwissenschaften an. Dieser Ergänzungsstudiengang ist ein postgraduales Studium, das an jeweils zwei Universitäten absolviert wird. Ihm liegen ein gemeinsamer Studienplan und eine gemeinsame Prüfungsordnung zugrunde.

Der Internationale Ergänzungsstudiengang Medienwissenschaften bietet eine zusätzliche Ausbildung mit medienwissenschaftlichen und medienpraktischen Lehrangeboten. Studierende mit verschiedenen Studienabschlüssen bekommen so die Möglichkeit, sich für Tätigkeiten im Bereich der Medien und der Medienkultur zu qualifizieren.

Besonderen Stellenwert gewinnt der Studiengang durch seinen bilateralen Charakter mit europäischer Ausrichtung. Die Studierenden arbeiten in gemischt nationalen Gruppen, an zwei Universitäten, in zwei Ländern mit den beiden Landessprachen und in der kulturspezifischen Medienlandschaft. Europäischen Charakter hat das Programm durch ein gemeinsames Curriculum der Partneruniversitäten.

Der neue Studiengang erstreckt sich über zwei Semester, wobei das erste Semester in Dijon, das zweite Semester in Kassel, Manchester, Florenz oder London studiert wird. Studentinnen und Studenten erhalten somit die Möglichkeit, den sich entwickelnden europäischen Medienmarkt und die jeweiligen Theorien zu Medien und Massenkommunikation aus zwei nationalen Perspektiven kennenzulernen. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Integration von Theorie und Praxis. Zudem wird die interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Medien und Massenkommunikation in bezug auf Recht, Sprache, Ökonomie, Medienrezeption, Erziehung, Kultur und Institutionen gefördert.

Der Internationale Ergänzungsstudiengang Medienwissenschaften umfaßt die folgenden vier Lehrgebiete:

- ❑ Theorie und Geschichte von Medien und Kommunikation
- ❑ Institutionen, Medienrecht, Medienökonomie und Medienpolitik
- ❑ Medien als Texte, Medienproduktion und Medienanalyse
- ❑ Medienrezeption und Mediennutzung, Medienkommunikation und Subjektivität, Medienerziehung

Der Aufbau, die Leistungsnachweise und die Prüfungen des Internationalen Ergänzungsstudienganges Medienwissenschaften folgen dem britischen Modell des Master of Arts. Im Laufe von zwei Semestern müssen Lehrveranstaltungen im Umfang von mindestens 36 Semesterwochenstunden besucht werden. In der vorlesungsfreien Zeit finden Kompaktlehrveranstaltungen statt. Im Winter- und Sommersemester sind jeweils vier Leistungsnachweise zu erwerben, die die vier Lehrgebiete abdecken müssen. Die insgesamt acht Leistungsnachweise sind Voraussetzung für die Zulassung zur Abschlußprüfung am Ende des Sommersemesters.

Studenten auf Reisen

Die mündliche Abschlußprüfung setzt sich dann aus zwei Teilen zusammen. Ein Teil wird Ende Januar in Dijon absolviert, der zweite gegen Ende des Sommersemesters in Kassel, Manchester, London oder Florenz. Leistungsnachweise, mündliche Prüfung und Klausur sind in den jeweiligen Landessprachen abzulegen.

Studienbegleitend wird eine schriftliche Abschlußarbeit mit einem Mindestumfang von 60 Schreibmaschinenseiten erstellt. Diese Abschlußarbeit kann auch eine Produktion aus dem Bereich Print- oder Funkmedien sein, die durch einen schriftlichen Text kritisch reflektiert und erläutert wird. Die Abschlußarbeit muß bis Ende September in Kassel (in deutscher Sprache), in Dijon (in französischer Sprache), in Manchester oder London (in englischer Sprache) oder in Florenz (in italienischer Sprache) abgegeben werden.

Helmuth Rolfes

NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Alemann, Ulrich von/Loss, Kay/Vowe, Gerhard (Hg.): Politik. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994 (= Fachwissen für Journalisten)

Becker, Jörg (Hg.): Fern-Sprechen. Internationale Fernmeldegeschichte, -soziologie und -politik. Berlin: Vistas 1994

Bohrmann, Hans: Journalistik und Zeitungsforschung. Dortmund: Kulturbüro Stadt Dortmund 1994 (= Dortmunder Vorträge 164)

Bohrmann, Hans/Ubbens, Wilbert (Hg.): Zeitungswörterbuch. Sachwörterbuch für den bibliothekarischen Umgang mit Zeitungen. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut 1994

Bonfadelli, Heinz: Die Wissenskluft-Perspektive. Massenmedien und gesellschaftliche Information. Konstanz: Ölschläger/Universitätsverlag 1994 (= Forschungsfeld Kommunikation 5)

Breunig, Christian: Kommunikationsfreiheiten. Ein internationaler Vergleich. Konstanz: Universitätsverlag 1994 (= Schriften der Deutschen Gesellschaft für COMNET 11)

Breunig, Christian/Rosenberger, Bernhard/Bartel, Ralph (Hg.): Journalismus der 90er Jahre. Job-Profile, Einstieg, Karrierechancen. München: Ölschläger 1993

Dorer, Johanna/Angerer, Marie-Luise (Hg.): Gender und Medien. Theoretische Aufsätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation.Wien: Braumüller 1994 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 9)

Franzmann, Bodo/Fröhlich, Werner D./Hoffmann, Hilmar/Spörri, Balz/Zitzlsperger, Rolf (Hg.): Auf den Schultern von Gutenberg. Medienökologische Perspektiven der Fernsehgesellschaft. Berlin, München: Quintessenz 1994

Früh, Werner: Realitätsvermittlung durch Massenmedien. Die permanente Transformation der Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994

Glotz, Peter: Die falsche Normalisierung. Die unmerkliche Verwandlung der Deutschen 1989 bis 1994. Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994

Hackforth, Josef/Fischer, Christoph (Hg.): ABC des Sportjournalismus. München: Ölschläger 1994 (= Praktischer Journalismus 11)

Heinrich, Jürgen: Medienökonomie. Band 1: Mediensystem, Zeitung, Zeitschrift, Anzeigenblatt. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994

Jarren, Otfried (Hg.): Medien und Journalismus 1. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994 (= Fachwissen für Journalisten)

Kepplinger, Hans Mathias/Brosius, Hans-Bernd/Dahlem, Stefan: Wie das Fernsehen Wahlen beeinflußt. Theoretische Modelle und empirische Analysen. München: R. Fischer 1994 (= Medien Skripten 21)

Mast, Claudia (Hg.): ABC des Journalismus. Ein Leitfaden für die Redaktionsarbeit. 7., völlig neue Ausgabe. Konstanz: Ölschläger/Universitätsverlag 1994 (= Praktischer Journalismus 1)

Merten, Klaus: Konvergenz der deutschen Fernsehprogramme. Eine Langzeituntersuchung 1980-1993. Münster, Hamburg: Lit Verlag 1994 (= Aktuelle Medien- und Kommunikationsforschung 2)

Mettler-v. Meibom, Barbara: Kommunikation in der Mediengesellschaft. Tendenzen,Gefährdungen, Orientierungen.Berlin: Edition Sigma 1994

Michel, Lutz P./Schenk, Michael: Audiovisuelle Medienberufe. Veränderungen in der Medienwirtschaft und ihre Auswirkungen auf Qualifikationsbedarf und die Qualifikationsprofile. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994

Mikos, Lothar: Es wird dein Leben! Familienserien im Fernsehen und im Alltag der Zuschauer. Münster: MAkS-Publikationen 1994

Neuberger, Christoph/Roth, Susanne: Studienverlauf und Berufserfahrungen. Der Eichstätter Diplom-Studiengang Journalistik im Urteil von Absolventen und Studenten. Eichstätt: Katholische Universität 1994 (= Eichstätter Materialien zur Journalistik 2)

Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Rüdiger: Junge Leser für die Zeitung. Bericht über eine vierstufige Untersuchung. Bonn: ZV Zeitungsverlag 1994

Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen (Hg.): Das Fischer Lexikon Publizistik/Massenkommunikation. Aktualisierte, vollständig überarbeitete Neuausgabe. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1994

Pruys, Karl Hugo: „Im Vorfeld wird zurückgeschossen..." Wie Politiker und Medien die deutsche Sprache verhunzen. Berlin: Edition q 1994

Reimann, Helga/Reimann, Horst (Hg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie. 3., neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Enke 1994

Reiter, Sibylle/Ruß-Mohl, Stephan (Hg.): Zukunft oder Ende des Journalismus? Publizistische Qualitätssicherung, Medienmanagement, redaktionelles Marketing. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 1994

Rossmann, Torsten: Rundfunkpolitik in Dänemark. Eine Analyse kleinstaatlicher Entwicklung im gemeinsamen europäischen Fernsehmarkt. Münster, Hamburg: Lit Verlag 1994 (= Medien und Politik 3)

Ruß-Mohl, Stephan: Der I-Faktor. Qualitätssicherung im amerikanischen Journalismus – Modell für Europa ? Osnabrück, Zürich: Edition Interfrom 1994 (= Texte und Thesen 260)

Semetko, Holli A./Schönbach, Klaus: Germany's „Unity" Election. Voters and the Media in 1990. Cresskill/N.J.: Hampton Press 1994

Sösemann, Bernd: Annäherungen an Hellas. Berlin: Apo tin Ellada Verlag Leontopoulos 1994

Weber, Johannes: Götter-Both Mercurius. Die Urgeschichte der politischen Zeitschrift in Deutschland. Bremen: Edition Temmen 1994

Weischenberg, Siegfried/Altmeppen, Klaus-Dieter/Löffelholz, Martin: Die Zukunft des Journalismus. Technologie, ökonomische und redaktionelle Trends. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994



TAGUNGEN

Multikulturelle Wechselbäder

Weltkonferenz der IAMCR in Seoul

Weltkonferenzen pflegen einer ganz eigenen Logik zu folgen. Im Vorfeld dieser Konferenz gab es etliche Absagen. Nicht wegen der Veranstaltung selbst, sondern wegen der Spannungen mit Nordkorea über dessen Nuklearpolitik. Für einige übereifrige Kommentatoren lag Krieg in der Luft. Von Südkorea aus sah dann aber alles viel harmloser aus. Mehr noch, die Südkoreaner beklagten einen „Parachute Journalism" (so der „Korean Herald"): US-Korrespondenten fliegen ein, rasseln mit dem Säbel, verschwinden wieder und lassen die Koreaner mit den Folgen allein.

Im schicken Sheraton Walker Hill war jedenfalls von Kriegsgefahr nichts zu spüren. Dieser riesige Tagungskomplex, an der Peripherie der 10-Millionen-Stadt gelegen, beherbergte vom 3. bis 8. Juli die XIX. Weltkonferenz der International Association for Mass Communication Research (IAMCR). Draußen herrschte derweil der Monsun mit heißfeuchtem Wetter und gelegentlichen Tropengewittern – die schlimmste Jahreszeit. Wer dem fensterlosen Konferenzzentrum entfliehen wollte, stand oft unvermittelt im Regen. Zur internationalen Unterbewertung von Wissenschaft zählt wohl auch, daß man mit ihrer Hilfe außerhalb der Saison die Hotelkomplexe füllt.

Tiger auf dem Highway

Südkorea war das Gastland. Einer der asiatischen „Tiger" mit schwindelerregender Entwicklungsdynamik, gleichwohl als geteiltes Land noch tief in den Gräben des Kalten Krieges steckend. Für die glücklich vereinten Deutschen kaum zu glauben: Für das nächste Jahr ist ein gigantischer Information Highway mit einer Unzahl TV-Kanäle geplant, aber die TV-Programme des Nordens sind darauf nicht vorgesehen. Sie werden, genau wie umgekehrt im Norden, immer noch gestört.

Ob das ein Thema koreanischer Wissenschaft ist? Kommunikation wird in Korea in ähnlichem Volumen wie bei uns gelehrt. 30 Universitäten bieten ein Vier-Jahres-Programm, 15 verleihen den M.A. und den Doktortitel. Einige der amtierenden Professoren haben ihre Kenntnisse in Münster oder Salzburg erworben, freilich dominieren auch hier die USA.

Die koreanischen Gastgeber betrieben einen Aufwand, von dem wir im Westen nur träumen können. Fast jeder Lunch und jedes Dinner wurde zum Bankett, gesponsert von den Größen des Landes. Vom Minister of Communication bis zur Samsung Electronics Co. Ltd. gab man sich die Ehre. Ebenso wichtig war es ihnen, den Besucher von der Qualität der nun befreiten Medien zu überzeugen. Tatsächlich hat sich seit der Demokratisierung von 1987 und der damit errungenen Pressefreiheit viel getan. Wie zur Untermauerung wurden jedem Teilnehmer in die Tagungstasche zwei Bücher zum heimischen Mediensystem gepackt.

Korea verfügt alles in allem über 98 Tageszeitungen, dreimal so viele wie 1987. Darunter finden sich zwei in englischer Sprache, die „Korean Times" und der „Korean Herald", beide mit einer täglichen Beilage zum Englischlernen versehen. Das koreanische „Wirtschaftswunder" ist nicht zuletzt die Folge einer gigantischen Bildungsoffensive, in die auch die Medien eingebunden sind.

Das Land präsentiert sich dem Besucher als eine uralte Hochkultur, die es locker mit uns Mitteleuropäern aufnehmen kann. Bücher wurden seit dem 7. Jahrhundert gedruckt, bewegliche Lettern waren bereits 1234 in Benutzung. Die beeindruckenden Einzelheiten sind in Seouler Museen zu besichtigen. Freilich: Die Schriftzeichen waren damals noch chinesisch, und die Texte, meist buddhistische Schriften, richteten sich nur an kleine literate Eliten. So waren sie zwar die ersten, dennoch bleibt Gutenbergs Ruhm den Mainzern. Dem koreanischen Buchdruck fehlte der Markt, die Erfindung wurde kaum genutzt. Was belegt, daß eine Erfindung nie aus sich heraus wirkt, sie bedarf immer eines offenen, ihre Diffusion unterstützenden Umfeldes.

Die Konferenz stand unter dem höchst allgemeinen Thema „Communication in the New Millenium: Communication Technology for Humanity". 350 Gäste aus 52 Staaten und 50 Koreaner gaben dem Kongreß multikulturelle Buntheit. Den Rahmenbedingungen entsprach, daß es kaum übergreifende Foren gab, in denen gemeinsam Grundfragen diskutiert wurden. Eine Ausnahme war die Diskussion zur Eröffnung, bei der es um die Perspektiven der neuen Techniken ging. Vertreter der Industriestaaten tauschten die üblichen Argumente über Chancen und Gefahren des Information Superhighway aus. Einem Jamaikaner blieb überlassen, die Süd-Perspektive einzubringen: Die Mehrheit der Menschen habe ganz andere Probleme und wisse nicht einmal, wie auf einem Highway zu fahren sei.

Vortragsmarathon

Ansonsten zersplitterte sich die riesige Konferenz in eine Abfolge von parallel angesetzten Gruppensitzungen. Niemand, auch keiner der Organisatoren, behielt noch den Überblick. Allein für die Sitzungen der Sektion International Communication waren 65, für die Communication Technology Policy 45 Papiere gemeldet worden. Eine Krux derartiger Weltkonferenzen liegt darin, daß fast alle Teilnehmer nur dann eine Reiseunterstützung bekommen, wenn sie auch ein Referat halten. Folglich ist jeder Zuhörer einem Wechselbad qualitativ sehr unterschiedlicher Vorträge ausgesetzt, die aus den unterschiedlichsten Winkeln der Welt berichten. Das kann anregend und ausgesprochen horizonterweiternd wirken, doch gibt es auch manchen Flop, erkennbar schnell für den Geldgeber zusammengezimmert. Vieles muß improvisiert werden, so weiß man oft bis zum angesetzten Termin nicht, ob der Referent tatsächlich gelandet ist. Absagen in letzter Minute sind – leider – üblich.

Der eigentliche Vorteil dieser Konferenzen liegt im informellen Austausch, im Gespräch über Grenzen und Kontinente hinweg. Man spürt dabei trotz aller sprachlichen und kulturellen Barrieren, daß interkulturelle Kommunikation möglich und nötig ist. Vielleicht sitzt jemand am anderen Ende der Welt an demselben Thema, von dem man meinte, man habe es exklusiv entdeckt. Auch der unvermeidliche Klatsch kommt nicht zu kurz. Mir blieben die Frühstücksbrocken im Halse stecken, als eine Kollegin von ihrer Concordia University in Kanada berichtete: Dort hatte ein frustierter Professor kurzerhand vier seiner Kollegen erschossen. Concordia?

Der deutschsprachige Anteil unter den Teilnehmern stieg gegenüber der letzten Konferenz 1992 in Guaruja (Brasilien) deutlich an. Wir zählten 18 Deutsche, dazu drei Österreicher, keinen Schweizer. Zumindest für die Bundesrepublik nähert sich das der Normalität, wenn man mit Franzosen (12) und Briten (15) vergleicht. Allerdings waren wir neben den Amerikanern (83) und selbst den Dänen (15) nur bescheiden vertreten.

Wesentliche Personalentscheidungen standen nicht an. Dennoch gab es einen handfesten Hauskrach. Der scheidende Präsident Cees J. Hamelink (Amsterdam) kämpfte dafür, die Verwaltung der IAMCR im heimischen Amsterdam zu halten, der neue (bereits in Brasilien gewählte) Präsident Hamid Mowlana (American University, Washington DC) möchte aus Kostengründen die Führung dezentralisieren. Der Streit konnte auf der Konferenz und auch bis heute nicht beigelegt werden. Nun wird der Präsident in den USA residieren, der Generalsekretär (Robin Cheesman, Roskilde) in Dänemark, die Schatzmeisterin (Gertrude J. Robinson, McGill University, Montreal) in Kanada. Dazu einige Änderungen in den Sektionen: Rohan Samarajiva übernahm Communication Technology Policy, Liesbet van Zoonen (Niederlande) Gender and Communication und Anji Pendakur (USA) Political Economy.

Streit um Resolution

Die Auseinandersetzung machte sich noch an einem zweiten Thema fest. Die IAMCR verurteilte in einer Resolution der Generalversammlung die gegen Salman Rushdie und Taslima Nasreen von islamischen Fundamentalisten verhängte Fatwa. Die IAMCR, so formulierten es dänische Mitglieder, sei auf „Gerechtigkeit und Toleranz verpflichtet, Freiheit der Meinung und des Ausdrucks, Freiheit der Religion. Als eine Organisation von Intellektuellen und professionellen Wissenschaftlern, die sich dem Studium von Medien in der Gesellschaft widmen und sich für das Recht zum Kommunizieren einsetzen, unterstreichen wir unsere Verpflichtung, die Meinungsfreiheit für Rushdie, Nasreen und alle anderen zu schützen und zu stärken."

Auch hier Streit, denn der neue Vorsitzende stimmte gegen diese mit großer Mehrheit angenommene Resolution. Die IAMCR hat sich nie, wie andere Weltorganisationen, vor politischen Themen gedrückt, und damit bleiben Polarisierungen nicht aus. Aber ihr Einstehen für Menschenrechte und Meinungsfreiheit erscheint so besonders glaubwürdig.

Jenseits aller Konflikte ist die IAMCR weiter gewachsen. Sie verfügt nun über 2000 zahlende Mitglieder aus 72 Staaten, organisiert nun jedes Jahr eine Konferenz (die Zwischenkonferenz findet im Juni 1995 in Slowenien statt) und gibt vierteljährlich ihren Newsletter heraus.

Die XX. Weltkonferenz der IAMCR wird 1996 in Sydney (Australien) organisiert. Sydney, so scheint es, ist auf dem Wege, zum Zentrum des „globalen Mediendorfes" zu werden, fand dort doch im letzten Juli schon die Konferenz der International Communication Association statt. Gute Aussichten, zumal teilnehmerverscheuchende Nuklearspielereien der politischen Nachbarn im friedlichen Südpazifik nicht zu erwarten sind.

Hans J. Kleinsteuber

Konflikte sind verhandelbar

Symposium zur Risikokommunikation in Wien

Streitigkeiten um Standort und Planung von Mülldeponien, Verbrennungsanlagen oder Verkehrsrouten zwingen immer häufiger Projektplaner und betroffene Bürger an einen Verhandlungstisch und machen begleitende sozialwissenschaftliche Forschung unentbehrlich. Im Rahmen des Symposiums „Konfliktkommunikation: Dialog zwischen Projektplanern und Betroffenen" fanden sich unter der Leitung von Roland Burkart Anfang Oktober am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien Praktiker und Wissenschaftler zum Wissens- und Erfahrungsaustausch zu diesem aktuellen Thema ein.

Die zentrale Frage der Praktiker an die Wissenschaftler lautete: Wie läßt sich Konfliktkommunikation im eigentlichen Sinn zwischen Projektplanern und Betroffenen gestalten? Für Projektplaner erheben sich ja in erster Linie Probleme bezüglich der demokratischen Mitspracherechte des Bürgers. Je intensiver betroffene Bürger „ihr Recht" bei der Gestaltung ihres unmittelbaren Lebensbereiches fordern, desto schwieriger wird die Planungssituation für Unternehmen – vor allem im Bereich der Abfallentsorgung bzw. Deponierung gefährlicher Abfälle.

Dank intensiver Beschäftigung sozialwissenschaftlicher und technischer Disziplinen mit konkreten Konfliktfällen im Umweltbereich liegen heute aber bereits eine stattliche Zahl ausgeklügelter Modelle für Bürgerbeteiligung bzw. alternative Techniken von Verhandlung sowie Strategien im Umgang mit der Öffentlichkeit vor.

Den „Risiko-Dialog" forderte Ortwin Renn im besonderen für den Bereich Technik, der ja niemals gänzlich risikolos sein werde. Eine intensive Information und Auseinandersetzung der Bürger mit „Restrisiken" z.B. im Bereich der Deponierung gefährlicher Abfälle schaffe zumindest eine Situation, in der ein Konsens mit den Betroffenen gefunden werden kann.

Dialog und Mediation

Als spezielle Verhandlungstechnik in Risiko-Situationen stellten Katharina Holzinger, Meinfried Striegnitz und Thomas Barbian ein in Amerika entwickeltes und seit einigen Jahren auch in Deutschland getestetes Verfahren vor: die Mediation.

Mediation meint das penible Durchkonstruieren des Kommunikationsprozesses rund um ein Planungsvorhaben, in welchem den Repräsentanten aller Konfliktparteien unter der Beobachtung bzw. Leitung eines neutralen Vermittlers, des Mediators, die Möglichkeit gegeben wird, die eigenen Meinungen und Vorstellungen unter Ausschluß der Medienöffentlichkeit gemeinsam zu diskutieren. Ziel ist die Erarbeitung von Vorschlägen bzw. Alternativen, die für alle Beteiligten akzeptabel sind und somit zum Konsens führen.

Roland Burkart erläuterte ein Kommunikationsmodell, welches das Instrument der Public Relations in den Vordergrund rückt: Die Öffentlichkeit wird zum Kommunikationspartner. In diesem Fall ist Öffentlichkeitsarbeit keinesfalls ein plumper Beeinflussungsversuch, sondern vielmehr Mittel der Information, Kommunikation und letztendlich Konsensfindung.

Gerit Götzenbrucker

ESSAY

Fluchthelfer in die Paradiese

Für eine neue Verantwortung im Reisejournalismus

„Ich verabscheue Reisen und Forschungsreisende. Trotzdem stehe ich im Begriff, über meine Expeditionen zu berichten. Doch wie lange hat es gedauert, bis ich mich dazu entschloß! Jedes Mal hat mich ein Gefühl der Scham und des Überdrusses davon abgehalten. Soll man etwa des langen und breiten die vielen Belanglosigkeiten und unbedeutenden Ereignisse erzählen?" Mit dieser provozierenden Einleitung begann Lévi-Strauss seinen Bericht über seine ethnologischen Forschungen in Brasilien, rund zwanzig Jahre nachdem er sie abgeschlossen hatte. Die „Tristes Tropiques" sind bis heute das faszinierendste Stück Regenwald-Prosa geblieben.

Das Buch wirkt deswegen so überzeugend, abgesehen von seiner literarischen Qualität, weil der Autor im Text zum Ausdruck bringt: Ich war tatsächlich dort! Ich habe die andere, die fremde Lebensform wirklich durchdrungen. Das Buch bezieht seine Wirkung aus der Schilderung, die an einen Abenteuerroman erinnert, aber es berichtet auch über viele scheinbare Belanglosigkeiten und unbedeutende Ereignisse, die letztlich jedoch von Wichtigkeit sind. Das unterscheidet den Ethnologen vom Journalisten, den Schriftsteller vom Schreiber, bei dem Belanglosigkeiten mit dem Prädikat „Sehenswert" geadelt werden. Tatsächlich wird das weite Feld der Reiseliteratur in allen Formen von Mischtypen bestellt, die einerseits versuchen eine bezaubernde verbale Struktur zu schaffen und sich dem „Theater der Sprache" hingeben, andererseits aber auch Tatsachen und Vorstellungen mitteilen, Handel mit Informationen, Kuriosem und Belanglosem treiben.

Kulturindustrie und Tourismus kanalisieren die Flucht aus dem als unbefriedigend empfundenen Alltag und agieren als Therapieräume, die man kurzzeitig aufsucht

Der ethnologische Forschungsbericht, der literarische und der journalistische Reisebericht haben ein Ziel gemeinsam, nämlich die Überschreitung der eigenen Kulturgrenzen. Aber sie erreichen es oder scheitern daran auf unterschiedliche Weise, weil ihr Handwerkszeug sich unterscheidet. Die Aufgabe des Ethnologen ist die „dichte Beschreibung", die Durchdringung einer fremden Kultur, diese aus ihrer inneren Logik zu begreifen, ein fremdes Symbolsystem und deren Codes zu verstehen und zu deuten. Dazu muß er denken und fühlen lernen wie die von ihm Beforschten, das heißt er wechselt tendenziell die Position des Außenstehenden und wird zu einem Involvierten – gewissermaßen zu einem Kulturnomaden. Seine biographische Befindlichkeit und seine kulturelle Herkunft spielen dabei eine untergeordnete Rolle, wenngleich sie in den Text einfließen. Man nimmt seine Kultur mit, wohin man geht, hat Ernst Bloch diesen Umstand einmal beschrieben, und in der Zeit des Kolonialismus oder des Deutschen Reiches haben Ethnologen ihren national vorgeschriebenen Rassismus auch mitgenommen und ihn vor Ort bestätigen lassen.

„Das Verstehen der Kultur eines Volkes führt dazu, seine Normalität zu enthüllen, ohne daß seine Besonderheit dabei zu kurz käme. Es macht sie erreichbar: in den Kontext ihrer eigenen Alltäglichkeiten gestellt, schwindet ihre Unverständlichkeit." Diesen „pont culturel", das Verständnis für eine fremde Kultur herzustellen, hält Clifford Geertz, der führende amerikanische Anthropologe, für die eigentliche Aufgabe des Ethnologen. Eine solche Brücke herzustellen sollte auch das Ziel einer interkulturellen Perspektive in den Kommunikationswissenschaften sein.

Der literarische Reisebericht, der als Genre auf eine große Tradition verweisen kann, gibt dem „Ich" wesentlich mehr Spielraum. Mehrere Grundtypen lassen sich unterscheiden. Ob sich der Schriftsteller auf eine überwiegend biographische Auffassung vom Dort-Sein festlegt oder auf eine abenteuerliche, eine beobachtende oder reflektierende, er bestimmt damit ein bekenntnishaftes Verfahren, das er im Text zum Ausdruck bringt. Das Grundmuster – Ich war dort – teilt er mit dem Ethnologen, aber im Unterschied zu diesem wird das „Ich" wichtiger: Es wird zu einem Filter, das dem öffentlichen Räsonieren eine andere Richtung gibt. Selbst in der Reflexion drückt sich diese gewollte Subjektivität aus, der Leser soll nachvollziehen können, was der Reisende empfunden hat, soll an dessen Interpretationen teilhaben können, ohne einen Kulturwechsel, eine Perspektivenänderung vornehmen zu müssen. Über die Länder, in die die Reise führte, erfährt man allerdings in vielen dieser literarischen Erkundungen fast gar nichts, über den Autor dafür fast alles.

Berühmte Beispiele für die biographische Form, in der die fremde Kultur nicht zu kurz kommt, sind etwa die „Italienische Reise" des Weimarer Geheimrats Goethe oder die philosophische Meditation Pier Paolo Pasolinis über den „Atem Indiens". Für die beobachtende Form steht paradigmatisch der große Südamerikabericht Alexander von Humboldts, der wie kaum ein anderer Autor auf Zahlen und Tabellen zur Wiedergabe seiner Beobachtungen zurückgreift.

Journalistische Reiseberichte und die Reiseführer-Literatur gehen auf die Tradition der „descriptiones" und der „itinerare" zurück. Sie sind im Grunde – oder sollten es sein – Anleitungen zum richtigen Reisen, haben also primär eine Dienstleistungsfunktion. Derartige Reiseführer deckten den Bedarf an schriftlichem Material zu den verschiedenen Routen der Kreuzfahrer, der Jerusalem-Pilger und später der jungen Adeligen und Scholaren auf ihrer „grand tour" ab, wiesen also bereits eine ausgesprochen publikumsbezogene Orientierung auf. Hans Tuchers Reisebuch über Palästina, das 1482 erschien und innerhalb von zwei Jahren sechs Auflagen erfuhr, begründete die Tradition der gedruckten Reisebücher, die sich im 16. und 17. Jahrhundert im Zuge der Methodisierung des Reisens über ganz Europa ausbreitete und im aufkommenden Eisenbahn- und Tourismuszeitalter von Karl

Baedecker aufgegriffen wurde. Aufgabe seiner Reiseführer war es nicht – wie in den Berichten der Entdeckungsreisenden –, eine „neue Weltsicht" zu bieten, auch nicht die Neubestimmung des eigenkulturellen Selbstverständnisses oder eine neue Auffassung des Fremden zu vermitteln. Neben den Informationen zur Erleichterung des Reisens etablierten die Baedecker – der Name wurde bald als Synonym für Reiseführer verwendet – den „touristischen Blick". Sie legten fest, was als sehenswert zu gelten hatte und kanalisierten die Neugier. Damit wurde das Kuriose kanonisiert und der sich eben auf die ganze Welt erweiternde Blick wieder verengt.

Die Reise- und Wahrnehmungsform des Tourismus, die auf eine rund 150jährige Entwicklung verweisen kann, bildet somit genau das Gegenteil von dem, was zeitgenössische Ethnologen wollen: Fremde Kulturen werden als „Gegenwelt" exotisiert, damit sie als Reiseziel, als „Reiz der Fremde", als ästhetische Faszination durch die Tourismusindustrie verwertbar werden. Fremde Kulturen in ihrer Normalität zu schildern, sie damit verstehbar zu machen, widerspräche zweifach der Logik des marktwirtschaftlichen Kapitalismus: erstens der Tourismusindustrie, die den Hoffnungsmarkt Ferntourismus neu zu konzipieren hätte, und zweitens der Kultur- und Medienindustrie, die von der Vermarktung des Sensationellen und Außergewöhnlichen lebt. In diesem vernetzten industriellen System ist der Reisejournalist verankert, in diesem System lebt er, reist er, bezieht er seine Honorare, gegen dieses rebelliert er. Manchmal, aber nicht oft genug.

Lieber auf Jamaika ein bißchen Bewegung als in Deutschland Dalli-Dalli. Flucht aus dem Alltag, das ist die Botschaft, die in den millionenhaft verkauften Traveller-Magazinen und Tourismusseiten als Weisung ausgegeben wird

Vor dem Zeitalter des Telegraphen und der Kamera, des Auslandskorrespondenten und des Ferntourismus war die meist illustrierte Reisebeschreibung das wichtigste Medium der europäischen Kenntnis anderer Zivilisationen. Sie lieferte das Rohmaterial an Daten, Bildern und Charakteren, das von den Daheimgebliebenen weiterverarbeitet wurde – von Forschern, Philosophen, Poeten und den Autoren der Kolportageromane. Sie prägten die Images anderer Länder und Kulturen nachhaltig.

Ein typisches Beispiel dafür sind die Bilder von den „Wilden" – wer kennt nicht Winnetou? –, die der 1842 geborene Karl May, der „erfolgreichste Autor deutscher Zunge", entworfen hatte und die noch heute in den Phantasien der Heranwachsenden zirkulieren. Seine deutschsprachige Gesamtauflage lag 1913, ein Jahr nach seinem Tode, bei 1,3 Millionen Büchern; 1970 hatte sie bereits 50 Millionen erreicht, die Taschenbuchausgaben nicht mitgerechnet. Nicht die damaligen deutschen Kolonien, sondern die Savannen und Prärien Nordamerikas bildeten den Schauplatz seiner Schilderungen, Gebiete, die er zu diesem Zeitpunkt – wir schreiben die Jahre 1860 bis 1880 – noch nie betreten hatte. Aber tausende verarmte Bauern, Arbeiter und Weber Schlesiens und Sachsens, Menschen aus seiner Heimat, wanderten in dieser Zeit nach Nordamerika aus, um dort ihr Glück zu suchen. Die Romane Karl Mays sind Märchen über ein „gelobtes Land", in denen alle Figuren frei erfunden sind. Sie bilden ebenso Beispiele von Sehnsuchtsliteratur wie die Himalaya-Heldenepen eines Reinhold Messner, in der die Bergbewohner entweder überhaupt nicht oder nur als Träger von Expeditionsausrüstung vorkommen. Während Messner aber über alle Gipfel und buchstäblich „Bis ans Ende der Welt" gehen mußte, um zu seinen Einsichten in 13 Spiegeln und rund 40 Büchern zu kommen, war Karl May ein Gedankenreisender. Sein Aktionsradius beschränkte sich auf einen kleinen Teil Deutschlands und für einige Jahre sogar auf eine Zelle zwei mal drei.

Heutzutage sind die Reisejournalisten dieser Welt leichtfüßige Fluchthelfer in wahre und zumeist falsche Paradiese. Auch sie konstruieren Mythen von der Kraft der Natur, vom Zauber einer retsinadurchtränkten Begegnung mit den einfachen griechischen Landbewohnern. Wie oft wurde New York beschworen als die Stadt der Städte, in Liedern, in Filmen, in Artikeln, ohne auf den täglich erfahrbaren Alptraum hinzuweisen? In wie vielen Artikeln über die Malediven, Madagaskar oder die Seychellen tauchen Sonnenuntergänge und mandeläugige Eingeborenenmädchen auf, wird Club-Med- oder Club-Robinson-Atmosphäre als Inbegriff des menschlichen Freiheitstraumes beschworen, in wie vielen stinkt der dortige Touristenmüll zum Himmel, wird über die tatsächlichen Lebensbedingungen der Inselbewohner reflektiert? Wenn sie lieber Sonnenöl statt Heizöl kaufen wollen, fliegen Sie mit uns nach Egalwohin, die Wärme gibts in der Ferne! Lieber auf Jamaika ein bißchen Bewegung als in Deutschland Dalli-Dalli. Flucht aus dem Alltag, das ist die Botschaft, die in den millionenhaft verkauften Traveller-Magazinen und Tourismusseiten als Weisung ausgegeben wird.

„Der Tourismus ist nichts anderes als der Versuch, den in die Ferne projezierten Wunschtraum der Romantik leibhaftig zu verwirklichen", schrieb Hans Magnus Enzensberger in seiner 1958 publizierten Kritik am Tourismus. „Je mehr sich die bürgerliche Gesellschaft schloß durch ihre Werte, Normen, restriktiver, repressiver wurde, desto angestrengter versuchte der Bürger, ihr als Tourist zu entkommen." Daran hat sich bis heute nichts verändert, nur die Fluchtbewegung ist durch die Ausbildung des industriewirtschaftlichen Gesellschaftssystems heftiger geworden und umfaßt mittlerweise rund 15 Prozent am Weltbruttosozialprodukt. Die Befreiung von der industrialisierten Welt hat sich längst selber als Industrie etabliert, die Reise aus der Warenwelt ist ihrerseits wieder zur Ware geworden. Zwischen der Kulturindustrie und dem Tourismus bestehen daher auffällige Ähnlichkeiten. Beide kanalisieren Fluchtbewegungen aus dem als unbefriedigend empfundenen Alltag, beide agieren als Therapieräume, die man kurzzeitig aufsucht. Beide liefern „Traumweltangebote", und in Serien wie „Das Traumschiff" oder „Hotel Paradies" findet eine Fusion statt, die den aggregierten Sehnsuchtsvorrat anspricht. Der Tourismus gilt als wichtige Krücke, mit der Menschen versuchen aus ihrer Identitätskrise, die breite Gesellschaftsschichten befallen hat, auszubrechen. Er ist eine Krücke wie die Ideologisierung jener „geborgten" Identität, die die Zugehörigkeit zu nur einer Gemeinschaft, einer Gruppe, einer Nation betont, was gleichzeitig eine Zurückdrängung oder den Ausschluß der anderen bedeutet. Xenophobie und Exotismus sind beides Vermeidungsstrategien. Xenophobie ist eine Haltung, bei der man das Fremde meidet, um das Eigene nicht in Frage stellen zu müssen. Beim Exotismus zieht man in die Fremde, um zu Hause nichts ändern zu müssen.

In der unübersehbaren Fülle von Reise- und Tourismusliteratur gibt es nur die heile Welt, obwohl mittlerweile alle wissen, daß sich der Tourismus selbst zu einer kultur- und landschaftszerstörerischen Kraft entwickelt hat, und die Touristen vielfach das zerstören, was sie suchen, indem sie es finden. Andererseits schlägt sich seine ökonomische Bedeutung in Arbeitsplätzen nieder, er schafft Einkommen und Wohlstand in vielen Regionen dieser Welt. Der Tourismus verändert das Zusammenleben der Bereisten, gilt als Motor sozialen und kulturellen Wandels. 1993 wurden in Österreich etwa 130 Millionen Nächtigungen von Touristen registriert. 25 Millionen Reisende besuchten das Land, davon rund 40 Prozent Deutsche, und während der Saison wird „Bild" zur zweitgrößten Zeitung des Landes.

Die Medien spielen eine ganz wesentliche Rolle in der Produktion von Erwartungshaltungen, Leitbildern, Stereotypen und Klischees. Wie die österreichischen Heimatfilme der Nachkriegszeit liefern Kataloge, Reiseseiten und Sehnsuchtsliteratur behübschte Realitäten und verlogene Bilder. Würden die Urlaubsziele unter dem Kreuz des Südens oder in den Alpen nicht nur als von Katalog-Indios bzw. von seppIhosentragenden Reservatsösterreichern und Alphorn-Schweizern besiedelte Disneylands angepriesen, entstünden vielleicht nicht jene falschen Erwartungen, bei deren Einlösung sich Touristen wie „abgekühlte Soldaten" verhalten – so hat Jean-Paul Sartre diese Invasion genannt.

Insbesondere der Dritte-Welt-Tourismus entpuppt sich daher nicht selten als eine neokolonialistische Veranstaltung ohne Rücksicht auf Menschen, Kulturen und Ökologie in den bereisten Entwicklungsländern. Studien weisen auch nach, daß durch den Ferntourismus, insbesondere bei kürzeren Aufenthalten ohne direkte Begegnung mit den Einheimischen, Vorurteile gegenüber fremden Kulturen eher bestärkt als abgebaut werden. „Tourismus mit Einsicht" wird aber den Reisewilligen über die Medien kaum nahegebracht; und ethnologische Studien oder sensible Kulturschock-Literatur gelesen zu verschicken ist noch nicht möglich.

Eine Analyse der Reisebeilagen österreichischer Tageszeitungen zeigte, daß von 450 untersuchten Artikeln nur 19 auf mögliche negative Auswirkungen des Reisens hinwiesen und 24 ökologische Probleme sichteten. 110 befaßten sich mit der musealen Kultur der Länder, 380 sprachen die europäischen Phantasien und Sehnsüchte an, lieferten also die exotischen Klischees. Nur rund 100 Artikel informierten über landesübliche Lebensformen, Sitten und Gebräuche, aber 410 offerierten Serviceleistungen diverser Reiseveranstalter, die der Einfachheit halber auf derselben Seite durch ein Inserat illustriert wurden. Dieser Zusammenhang akzentuiert die problematische Position des Reisejournalisten. Laut „Manager Magazin" pendelt er ständig zwischen Betreuung und Bestechung.

Ähnliche Ergebnisse zeigt eine Studie über die Österreich-Berichterstattung auf den Reiseseiten deutscher Tageszeitungen. Die Österreich-Werbung darf sich freuen, denn rund 40 Prozent aller Beiträge sind umgeschriebene PR-Meldungen bzw. Werbetexte, nur 24 Prozent entfallen auf eigenrecherchierte Artikel. Im Vordergrund stehen Hinweise, Serviceleistungen, Informationen, um sich danach richten zu können. Zweifellos wichtig, aber so heil wie auf den deutschen Reiseseiten ist die österreichische Urlauberlandschaft schon lange nicht mehr, sonst müßten nicht in einigen Bundesländern Kampagnen gegen die Tourismus-Müdigkeit der Einheimischen durchgeführt werden, die den Österreichern die Vorteile des Tourismus ins Bewußtsein bzw. in Erinnerung bringen sollen. Für rund 95 Prozent aller Artikel stehen aber weder positive noch negative Aspekte des Tourismus im Zentrum der Diskussion. Von der „neuen Verantwortung des Reisejournalisten", der den Tourismus als ganzheitliches Phänomen erfaßt und zur Sprache bringt, ist noch wenig zu merken.

Wie verzerrend die Medienbilder sein können und wie sehr sie Länderimages konstruieren, illustriert folgendes Beispiel. Untersucht wurde die Präsenz Österreichs in der bolivianischen Presse über einen längeren Zeitraum in den achtziger Jahren. Das Ergebnis fiel wie erwartet aus. Ein zusammenhängendes Bild über Österreich läßt sich aufgrund der bruchstückhaften Berichterstattung kaum entwickeln. Aber welche Ereignisse weckten die größte Aufmerksamkeit? Erstens der sogenannte „Weinskandal" (einige österreichische Winzer hatten versucht, durch Beimischung von Frostschutzmitteln den Zuckergehalt edler Weine zu erhöhen) – obwohl französische Weine unter den lateinamerikanischen Eliten weit mehr verbreitet sind. Zweitens der Händedruck zwischen dem damaligen östereichischen Verteidigungsminister und einem haftentlassenen Naziverbrecher – obwohl sich in Lateinamerika sehr viel mehr leitende Nazis aufhalten dürften als bei uns. Und drittens die Affäre um den ehemaligen Bundespräsidenten Waldheim – obwohl man über die lateinamerikanischen Präsidenten auch viel zu sagen fände.

Österreich kam auf die Titelseiten lateinamerikanischer Medien aber nicht deshalb, weil unser Land zu einem gravierenden Faktor bolivianischer Außenpolitik geworden war, sondern weil die internationale Informationsordnung Prioritäten aus der Sicht der Metropolen setzt, von der die lateinamerikanischen Medien wiederum abhängig sind. Alleine dieser Abhängigkeit von transnationalen Nachrichtenkonzernen verdankt Österreich seine Präsenz in bolivianischen Zeitungen.

In der Auslandsberichterstattung dominiert das Spektakuläre, viel Krieg, Naturkatastrophen, Hunger, Mitleid gepaart mit Exotik

Aber auch die europäischen Medien unterscheiden sich nur wenig in den Grundstrukturen der Berichterstattung über die Länder der Dritten Welt – viele davon sind beliebte Reiseziele. Es dominiert eine eurozentristische Perspektive. Berichte aus dem Süden, vor allem solche, die nicht von einer der großen westlichen Nachrichtenagenturen gesammelt wurden, sondern etwa aus afrikanischer oder asiatischer Sicht ein Problem behandeln, haben kaum eine Chance, ein Perspektivenwechsel findet nicht statt. In der Auslandsberichterstattung dominiert das Spektakuläre, viel Krieg, Naturkatastrophen, Hunger, Mitleid gepaart mit Exotik. Die Information-Highways der westlichen Welt mit ihren Datenbanken, Agenturverbindungen und Computernetzwerken geben aber selten Auskunft über die Ursachen für das Elend oder Erklärungen für Armut. Sie tragen kaum dazu bei, daß die Leser, Seher und Hörer die Beziehungen und Abhängigkeiten verstehen und ihre eigene Involviertheit begreifen lernen.

War auf Seite 1 oder 3 die Katastrophe, die Korruption oder der Krieg im Blatt, so wird weiter hinten die Dritte Welt

nicht selten zu einem fernen Paradies, einem Shangri La mit blauem Himmel und barbusigen Hulamädchen. Die Reisebeilagen pflegen diese Exotismen und Sehnsüchte der Sekretärin aus Tilburg, des Tischlers aus Wuppertal und des Beamten aus St. Pölten, die dann wie Mückenschwärme in die Urlaubsorte einfallen. Aufgrund der Erwartungshaltungen, Paradiesvorstellungen von der Natur mit den glücklichen Insulanern, werden diese zu bunten Exoten. Eine Begegnung zwischen Kulturen findet im Massentourismus nur über eine Auswahl standardisierter Ausschnitte oder überhaupt nicht mehr statt. Die Situation erinnert eher an einen Zoobesuch, bei dem sich die Besucher amüsieren und sich die Affen über die Besucher lustig machen, aber eben hinter Gittern.

Abenteuerurlaub, Abenteuerspielplatz, Abenteuerpark, Abenteuerclub, Abenteuerzeitschrift, Abenteuer Naßrasur. Wo normierte Routine den Alltag bestimmt, wird selbst der Umgang mit Rasierschaum und Klinge zum Abenteuer. Erlebnismarketing heißt die mediale Zauberformel, aus der etwa biederes Wandern zum abenteuerlichen Trekking wird. Alle genannten Begriffe haben eine gemeinsame Wurzel, über die sie als außergewöhnliches Erlebnis definiert werden. Aufbrechen, unterwegs sein, Neues erfahren, die Suche nach Risiko und Gefahr, Unerwartetem und Unberechenbarem, verbunden mit geographischer Veränderung – ein Wagnis mit ungewissem Ausgang.

Die Sehnsucht nach Abenteuer impliziert immer den Schritt aus einer kulturellen Ordnung heraus, revoltiert gegen Einschränkung und stellt somit eine zeitlich begrenzte Grenzüberschreitung dar. Dies trifft besonders auf das sexuelle Abenteuer zu, weil erotische Ausbrüche mit Tabus und der bürgerlichen Sexualordnung brechen, Grundwerte in Frage stellen. Mit leuchtenden Augen berichteten die ersten Südsee-Entdecker von den unbekümmerten Lebens- und Liebesformen der Insulaner, und mit Neid blickte man lange Zeit nach Frankreich, dessen Kultur angeblich eine größere Freizügigkeit einräumt: Ein Franzose – ein Grandseigneur, zwei Franzosen – ein Liebespaar, drei Franzosen – ein ideales Ehepaar. Es derart auf „französisch" zu treiben verstößt zwar gegen die herrschende Moral, gehört aber zum Vorrat der sittenwidrigen Wunschträume und Phantasiewelten ganzer Generationen.

Ökologischer Overkill und kultureller Kannibalismus, Sextourismus und Menschenzooreisen verlangen eine neue Verantwortung im Reisejournalismus

Waren die ersten Abenteuerreisenden entweder junge Adelige oder Wissenschaftler, so stellen heute ledige bzw. kinderlose Großstädter, Akademiker, also typische Kopfarbeiter, das Gros der Abenteuertouristen und Fernreisenden. Der typische Globetrotter ist zwischen 20 und 40 Jahre alt und kann aufgrund seines gesicherten Einkommens sein Verlangen nach exotischen Ferien befriedigen. Flüchteten sich in der Abkehr von der Zwangs- und Überflußgesellschaft die Bürgerkinder der 68er Generation in die exotische Ferne eines indischen Ashrams, um dort das einfache Leben zu leben, so wurde in den achtziger Jahren der typische Abenteuertourist „modern". Das Abenteuer in Form des „Erlebnisurlaubs", als „Expedition" oder „Entdeckungsreise" in Katalogen beworben, wurde zum Distinktionsmerkmal, zur Abgrenzung von der Masse und als Kennzeichen von Individualität gesellschaftsfähig gemacht, das heißt in die bürgerliche Weltordnung integriert. Modebewußte Erlebnismenschen dominieren heute das Profil des Abenteuerreisenden. Die kommerzielle Verbreitung der Erlebnisreisen führt dazu, daß sich immer mehr Menschen in „exotische" Länder wagen, weil der Abenteuer-Urlaub – wie paradox – immer sicherer wurde.

Die Abenteuersehnsucht der einfachen Leute, denen das Geld fehlt, um ihren Verrrücktheiten mobiler Privatisierung freien Lauf zu lassen, wurde von diesen seit jeher mit billigen kontrastierenden Gegenwelt-Entwürfen befriedet. Bildete früher der Karneval den Höhepunkt der institutionalisierten Unordnung, wo wie bei anderen Ventilbräuchen die Rollenumkehr von den Machthabern sogar gewünscht war, sorgten fahrendes Volk, Spiel- und Theaterleute, Erzähler von Volksdichtungen und Bänkelsänger für Abwechslung der Stadt- und Landbewohner vom harten Arbeits- und Versorgungsleben, so hat diese Aufgabe heute der Massenunterhalter Fernsehen übernommen, der zum einen Gallionsfiguren medialer Abenteuerlichkeit erzeugt, zum anderen Abenteuer-Ersatz für die Daheimgebliebenen wird. Insbesondere die Abendnachrichten stellen die Verbindung zu den Erlebnisregionen dieser Welt her. Atem- und wortlos werden im Verlangen nach Neuigkeiten die Flutkatastrophe im Golf von Bengalen, Raketenangriffe im Wüstensturm, der Reisebusabsturz und der Aufruhr in der Karibik konsumiert. Das Ungewöhnliche fremder Kulturen bleibt auch im Zeitalter der Telekommunikation ungewöhnlich und unbegriffen, Projektionsfläche für europäische Kopfgeburten.

Die Exotisierung des Alltäglichen gehört zur kulturellen Konstruktion der Erlebnisgesellschaft, und die Journalisten konstruieren mit. Von ihren Reiseberichten darf man sich aber mehr erwarten als von den Grüßen auf Postkarten, die seit 1869 von der österreichischen Post befördert werden und diese amputierte Begegnung mit dem Fremden dokumentieren. Auch sollten Reisejournalisten imstande sein, sich von den verführerischen Angeboten der Pressefahrten, die 1950 als Public Relations-Maßnahme eingeführt wurden, zu emanzipieren. Kritische Journalisten werden nicht für das Marketing von Erlebniswelten bezahlt.

Heutzutage kann zwar fast jeder Urlaub machen, aber nicht jeder darüber schreiben. Die negativen Folgekosten des Tourismus haben da und dort schon zu regelrechten Aufständen der Bereisten geführt. Ökologischer Overkill und kultureller Kannibalismus, nicht zu sprechen von solchen Abarten wie Sextourismus und Menschenzooreisen, verlangen eine neue Verantwortung im Reisejournalismus. Der Tourismus umfaßt so viele Bereiche des Lebens und ist so tief in unsere Gesellschaftsstruktur eingegraben, daß diese Phänomene eine ganzheitliche Sichtweise erforderlich machen. In der Berichterstattung wird an Stelle des Ganzen jedoch zumeist nur ein Ausschnitt gesehen. Oft ist es nur der einer Bluse.

Was Lévi-Strauss in seinem 1955 publizierten Reisebuch „Traurige Tropen" über die Lust an Reisen und Reiseberichten angesichts der fortschreitend irreversiblen Naturzerstörung festhält, gilt heute im Zeitalter der atomaren Bedrohung, der Zerstörung alter Kulturen und der möglichen Klimakatastrophen noch viel mehr: „So verstehe ich die Leidenschaft für Reiseberichte, ihre Verrücktheit und ihren Betrug. Sie geben uns die Illusion von etwas, das nicht mehr existiert und doch existieren müßte, damit wir der erdrückenden Gewißheit entrinnen, daß zwanzigtausend Jahre Geschichte verspielt sind."

Kurt Luger

SELBSTPORTRAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (11): Publizistik

Im Jahre 1995 beginnt die „Publizistik" ihren 40. Jahrgang. Schon allein dies dokumentiert eine verblüffende Kontinuität, die auch die Kontinuität des Faches ist, in deren Kontext sie entstand. Wer die Texte aus diesen 40 Jahren rekapituliert, der rekapituliert damit auch die Geschichte der Disziplin Publizistik und Kommunikationswissenschaft in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. In den ersten Jahrzehnten hatte die „Publizistik" fast ein Monopol und auch heute, wo die Konkurrenz zahlreich geworden ist, realisiert sie noch am ehesten einen universellen und nicht spezialisierten Anspruch.



In einem Editorial zu Beginn des 39. Jahrganges hat das Herausgebergremium dies so formuliert: „Gerade in der Ausdifferenzierung der Disziplin und ihrer immer unübersehbarer werdenden Manifestation in heute mehr als einem Dutzend einschlägiger Zeitschriften bedarf es des Überblicks, der Integration, sozusagen der Vogelperspektive und der Suche nach Gemeinsamkeiten, nach gesamthaften theoretischen Perspektiven. In diesem Sinne soll die „Publizistik" das ‚Zentralorgan' ... des institutionalisierten Faches Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bleiben und sich in diesem Sinn in den 90er Jahren noch deutlicher ausgeprägt entwickeln."

Im gleichen Heft erschien eine Untersuchung von Hans-Bernd Brosius, die die Publikationsaktivitäten von Autoren unserer Zeitschrift und von „Rundfunk und Fernsehen" zwischen 1983 und 1992 untersuchte. Die Ergebnisse dieser quantitativen Inhaltsanalyse müssen zu konsequentem Nachdenken anregen. In der Diskussion der Befunde heißt es: „Was die Vielfalt der Autoren, Institutionen oder Themen angeht, ist die Publizistikwissenschaft als Integrationsfach zu bezeichnen. Der Input von anderen Fächern ist vergleichsweise groß, und dies hat sich im Laufe der Zeit nur wenig geändert. Der starke Anteil von wenigen Instituten an der Publikationsmasse zeigt aber, daß die These vom Integrationsfach nicht uneingeschränkt gilt. Angemessener ist wohl ein Bild eines relativ kleinen Kerns, der sich als Einheitsfach bezeichnen ließe ..., der aber von einem weiten Feld von Institutionen und Autoren mit einem sehr heterogenen Hintergrund umgeben ist, so daß sich insgesamt das Bild eines Integrationsfaches ergibt."

Es muß angenommen werden, daß dieser Befund nicht zuletzt eine Folge dessen ist, daß Herausgebergremien und Redaktionen einer solchen Fachzeitschrift gewissermaßen auf Gedeih und Verderb auf „Eingesandtes" angewiesen sind. Und wenn in diesen Prozeß nur wenig steuernd eingegriffen wird, dann führt dies dazu, daß nicht eine systematische Themenwahl, sondern eher der Zufall das redaktionelle Programm bestimmt. Die Steuerung erfolgt lediglich über die Auswahl der Manuskripte, weil die eingesandten Angebote einem doch ziemlich systematischen Bewertungsprozeß unterzogen werden.

Höchst problematisch ist die deutliche Unausgewogenheit der Herkunftsinstitute der Autorinnen und Autoren. Der Ursache dafür, der unterschiedlichen Publikationsstrategie und der relevanten Forschungsleistung an den diversen Instituten, gilt es wohl gegenzusteuern, wenn das Herausgebergremium nicht auf Dauer sozusagen „fremdgesteuert" bleiben will. Eine systematischere Gewinnung von Beiträgen aus möglichst vielen einschlägigen Fachinstitutionen und auch eine Verstetigung der regelmäßigen Mitarbeit nicht nur einer ganz kleinen Zahl von Autorinnen und Autoren muß die Aufgabe redaktioneller Planung werden.

Ein schwieriges Teilproblem ist die Veröffentlichung von Aufsätzen aus dem Material von Diplom- und Magisterarbeiten. Manche Diplomväter und Magistermütter ermuntern ihre Absolventinnen und Absolventen zur Erarbeitung von Zeitschriftenaufsätzen und legen nicht selten selbst Hand an. Wer die „Publizistik" regelmäßig verfolgt, der kann nicht übersehen, welche angenehmen Folgen für die Publikationsintensität einzelner Universitätsinstitute dies hat. Ich nenne dies das „Mainzer Modell", und ich halte es für schlechthin vorbildlich. Von einer besseren Ausbeutung dieser Quellen erwarten wir uns in Zukunft einen thematischen und inhaltlichen Qualitätsschub. Ein entsprechendes Rundschreiben an alle Institute für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat vor kurzem allerdings nur ganz wenige Reaktionen bewirkt.

Eine Zeitschrift – dies sei formuliert als jahrzehntelange leidvolle Erfahrung von Herausgebergremien und Redaktionen dieses Blattes – kann nicht repräsentativer sein als die Mitglieder der Scientific Community, für die sie erscheint und von deren Produktivität sie lebt.

Wolfgang R. Langenbucher

Steckbrief

Gründung: 1955
Auflage: 1000 Exemplare
Zielgruppe: Wissenschaftler und Studierende aus der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und angrenzenden Disziplinen sowie Professionals aller Kommunikationsberufe
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Herausgeber: Christina Holtz-Bacha, Arnulf Kutsch, Wolfgang R. Langenbucher, Ulrich Saxer
Redaktion: Walter J. Schütz, Georg Hellack (bis 31.12.1993); Wolfgang R. Langenbucher (1994); Joachim Pöhls (ab 1.1.1995)
Abonnementspreis: DM 96/ÖS 749/sFR 98; für Studierende DM 72/ÖS 562/sFR 72
Redaktionsadresse: Joachim Pöhls, Kabemühlenweg 26, 34369 Hofgeismar
Bezugsadresse: Westdeutscher Verlag, Postfach 5829, 65048 Wiesbaden, Telefon (0611) 16230, Telefax (0611) 160229

NACHRUF

Vater der Journalistenausbildung

Zum Tode von Karl Bringmann

Zum letztenmal haben die Teilnehmer der Berliner DGPuK-Tagung 1993 Karl Bringmann erlebt. Gezeichnet schon von Altersbeschwerden nahm er, diskutierfreudig wie stets, an den Sitzungen des kommunikationsgeschichtlichen Arbeitskreises teil. Nun ist er wenige Wochen vor seinem 82. Geburtstag am 8. Oktober 1994 in seiner Heimatstadt Düsseldorf gestorben.

Mir begegnete Bringmann immer wieder seit Ende der fünfziger Jahre bei den anfangs im Düsseldorfer Landtag stattfindenden Kursen des späteren Deutschen Instituts für publizistische Bildungsarbeit, das seit 1960 in Düsseldorf-Eller domizilierte und 1974 ein ständiges Heim im Hagener Haus Busch fand. Emil Dovifat, der Leiter und Bringmanns Doktorvater, hatte solche Kurse bereits Ende der zwanziger Jahre in Berlin etabliert und konnte sich nun in Düsseldorf auf den kongenialen Organisator und Förderer stützen. Seit 1960 gaben beide die Reihe „Journalismus" heraus, die es zu Lebzeiten Bringmanns auf mehr als 30 Bände brachte.

Von der enormen Aktivität Bringmanns zeugt die Festschrift zu seinem 70. Geburtstag „Die Zeitung als Persönlichkeit" (Düsseldorf 1982). 1937-40 Redakteur in Berlin, 1940-45 Berichterstatter der Heeres-Sanitätsinspektion, 1945/46 Kulturredakteur bei der „Ruhr-Zeitung", 1947-52 Kulturredakteur der „Rheinischen Post", danach bis 1958 Chefredakteur der Katholischen Nachrichtenagentur – das sind Bringmanns journalistische Arbeitsfelder gewesen. 1959-78 war er Verlagsleiter und seit 1964 Mitgesellschafter der „Rheinischen Post" sowie nach deren Übernahme Geschäftsführer mehrerer Beteiligungsgesellschaften wie des Droste Verlags.

1951-53 Vorsitzender des Rheinisch-Westfälischen Journalistenverbandes, blieb er dessen Mitglied auch, als er ins Verlegerlager wechselte. 1969-78 im Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Zeitungsverleger-Verbandes, war er 1971 Vorsitzender der Kommission für Publizistik und Wissenschaft und von 1973-80 Vizepräsident des BDZV, in welcher Eigenschaft er sich erfolgreich für die universitäre Journalistenausbildung einsetzte.

Als einer der Gründerväter des Dortmunder Instituts für Journalistik, in dessen Diplom-Studiengang er seit 1976 lehrte, seit 1977 als Honorarprofessor, hat er für feste Vereinbarungen mit den nordrhein-westfälischen Verlegern über das im dritten Studienjahr verankerte Volontärspraktikum gesorgt.

Einen Ruhestand hat Bringmann, der 1988 zum Ehrenmitglied der DGPuK ernannt wurde, nicht gekannt. In den letzten Jahren hat er sich für die Journalistenausbildung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf eingesetzt. Dort wurde vor kurzem ein Institut für Medienwissenschaft unter der Leitung des Historikers Hans Süssmuth eingerichtet.

Künftige Journalisten-Generationen sollten gelegentlich daran erinnert werden, wem sie die heute kaum mehr umstrittene Theorie- und Praxis-Ausbildung an deutschen Universitäten zu verdanken haben. Bringmanns Name rangiert dabei an erster Stelle. *Kurt Koszyk*

Horst Reimann gestorben

Nach schwerer Krankheit ist am 4. Oktober 1994, wenige Wochen vor Vollendung seines 65. Lebensjahres, Horst Reimann gestorben. Seit 1970 Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie und Kommunikationswissenschaft der Universität Augsburg, hat er sich um den Brückenschlag zwischen diesen beiden Disziplinen verdient gemacht. In den letzten Jahren galt sein Interesse vor allem der Kultursoziologie, den Medienstrukturen in transitionalen Gesellschaften und der interkulturellen Kommunikation. Horst Reimann war ein innovativer und äußerst vielseitiger Wissenschaftler mit einer Fülle internationaler Kontakte. Viele Publikationen zeugen von seiner Produktivität. Ab 1971 hat er sich vier Jahre lang als Vorstandsmitglied in besonderer Weise für die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft engagiert, davon zwei Jahre als Vorsitzender.

NAMEN & NACHRICHTEN

Hans-Dieter Kübler erhielt für seine Studien zum Thema Alter und Medien den Preis der Schader-Stiftung „Gesellschaftswissenschaft im Praxisbezug" in der Kategorie Kommunikationswissenschaft.

Klaus Neumann-Braun wurde zum Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Familien-, Jugend- und Kommunikationssoziologie an der Universität Frankfurt am Main ernannt.

Peter Schrott nimmt von Januar bis Juni 1995 eine Gastprofessur an der University of Virginia in Charlottesville wahr.

Wolfgang Swoboda hat den Ruf auf die Professur Redaktionelle Praxis (einschließlich medienwissenschaftlicher Grundlagen der Mediendokumentation) an der Fachhochschule Hamburg angenommen.

Hans-Bernd Brosius hat sich an der Universität Mainz im Fach Publizistikwissenschaft habilitiert. Im Wintersemester vertritt er die vakante Professur für empirische Kommunikationsforschung an der Universität München.

Manfred Knoche wurde zum Ordentlichen Professor für Publizistik und Kommunikationswissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der Medienökonomie an der Universität Salzburg ernannt.

Martin Löffelholz vertritt im Wintersemester den Lehrstuhl für Journalistik an der Universität Leipzig.

Ulrich Detsch wurde für seine Fernsehberichte über ökologische Themen von Landwirtschaftsminister Borchert mit dem Journalistenpreis der Fachagentur Nachwachsende Rohstoffe ausgezeichnet.

Imme de Haen wird Leiterin der neuen Evangelischen Journalistenschule in Berlin, die 1995 ihre Arbeit aufnimmt.

Lothar Mikos arbeitet seit Oktober 1994 als Gastprofessor für Theaterwissenschaft mit dem Schwerpunkt fiktionale Formen des Fernsehens an der Freien Universität Berlin.

ERINNERUNGEN

Marx und Mao als Ersatz-Humboldte

Harry Pross über seine erste Berliner Vorlesung im Wintersemester 1968

So eilte ich denn beschwingt eines Novemberabends 1968 um fünf Uhr dem Seminarraum 5 der Freien Universität Berlin entgegen. Ich kannte ihn von den Gastsemestern. Er verband sich mit Ulmer Freiheitsbegriffen, aber ich wurde bezwungen. Man glaubt nicht, wie viele Fehler ein erwachsener Mensch, gesellig, kriegserfahren, weit herumgekommen, selbstbewußt und heiter innerhalb 90 Minuten machen kann!

Der Saal hörte sich an, als sei er von einem schwärmenden Bienenvolk besetzt. Er war übervoll und die Luft zum Schneiden dick. Ich hätte erst einmal die Fenster öffnen müssen und unterließ es. Das war der erste Fehler.

Statt dessen stieg ich aufs Katheder, wo ich zögerliches Klopfen vernahm. Ich sagte ein paar Begrüßungsworte. Dabei bemerkte ich, daß ich falsch angezogen war. Natürlich trug ich einen konventionellen Anzug, wie man ihn eben als Berufskleidung braucht, wenn man Journalist und viel „auf Achse" ist: heute in den Straßburger Europarat, morgen zu Bourgiba nach Tunis, übermorgen zur Herausgebersitzung der "Neuen Rundschau" an der Tafel der grauseidenen Grande dame Katia Mann in Kilchberg bei Zürich. Das war der zweite Fehler.

Jahrmarktsbuntheit

Denn da saßen sie, in ihren Blue jeans alle gleich uniformiert, und beäugten den Neuen. Noch zwei oder drei Mop-Frisuren bei den Männern, aber auch ein paar Pilzköpfe, ein geblümter Kaftan mit Kreuzchengeglitzer. Ein „Palästinenser" sprach später Kölsch. In Jesuslatschen trotz der Kälte draußen eine junge Frau mit Katzenfell, oder ist's Kaninchen? Lederjacken à la Teddy Thälmann zu Jeans, nicht mit seinen Breeches in Reitstiefeln! Die Fülle von Army-Hemden und Parkas. Ein Kubaner, Baskenmütze mit rotem Emailstern, Castro-Bart, Militärhemd, fistelte schwäbisch. Dazwischen teuerste Kudamm-Eleganz. Der Selbstdarstellungsdruck schien ungeheuerlich zu sein. Das war wohl Nietzsches „Jahrmarktsbuntheit als das Moderne an sich". Dagegen fiel ich selbstverständlich ab.

So konventionell hatten sie sich den linken Kommentator nicht vorgestellt, falls sie ihn noch nicht im Fernsehen gesehen hatten. In den nächsten Tagen und Wochen begegnete ich dann Professoren, die sich umgestellt hatten. Sie waren im Hörsaal von ihren Studenten nicht zu unterscheiden, trugen aber in der Fakultätssitzung Schlips und Kragen. Als mir Eberhard am Telefon mitgeteilt hatte, die Studenten hätten sich für meine Berufung stark gemacht – was ich vor einer Zusage wissen wollte –, hatte ich angenommen, sie wüßten auch, mit wem sie es zu tun bekämen. Das war der dritte Fehler, genauer gesagt, ein Irrtum.

Beliebigkeit im Denken

Die „Jahrmarktsbuntheit" war als solche nicht schwer zu verstehen. Rüstow hatte 1961 in dem ... Akademie-Vortrag zu den Unzulänglichkeiten im Bildungswesen bemerkt, die Erzieher seien nicht mehr davon überzeugt, dies oder jenes müsse selbstverständlich gelernt werden, und die Jugendlichen spürten das natürlich: „Dafür haben sie ein sehr feines Gefühl, und das erschwert es ihnen ungeheuer, denn wenn selbst diejenigen, die es von ihnen verlangen, nicht von der selbstverständlichen Notwendigkeit überzeugt sind, wie sollen dann die Kinder davon überzeugt sein?" Der alte Liberale Rüstow begründet damit die Forderung, das „ganze Unterrichtswesen" zu reformieren, nicht daran herumzuflicken und nicht auf den alten Wilhelm von Humboldt zurückzugehen. Ein neuer Wilhelm von Humboldt müsse auf den Plan treten, um den „unmittelbar geistigen Nöten und Schwierigkeiten" zu begegnen.

Die Studenten vor mir waren die Kinder der 50er Jahre. Ihre äußere Erscheinung schien mir Rüstows damalige Beobachtung zu bestätigen. Marx, Lenin, Castro, Mao als Ersatz-Humboldte. Die Buntheit oberhalb der Gürtellinie Antwort auf fehlende Mitteilung der Elterngeneration. Mit ihren Bäuchen steckten sie ja fest in der Uniform der Pax Americana, den Blue jeans, und bestätigten damit die ökonomischen Grundlagen ihrer geistigen Verfassung im Kapitalismus ohne humanitäre Leitbilder und konsequenten Sozialplan. Beliebigkeit im Denken und das ganze Jahr Maskeraden. Es würde schwierig sein, ihnen einige Selbstverständlichkeiten der Publizistik zu vermitteln.

Meine „Prolegomena" zu einer diesbezüglichen Theorie vom Vorjahr hatten sie nicht gelesen. Das Buch hieß „Moral der Massenmedien" – Christa Dericum hatte das zerknautschte Ulmer Manuskript während meiner Rekonvaleszenz von einem Schädelbasisbruch, 1966, als ich ohne Bewußtsein war, unter meinen Bett hervorgezogen, es geglättet, gelesen. Carola Stern, damals Lektorin bei Kiepenheuer & Witsch, hatte meinen Text in ihrem Verlag herausgebracht. Ich identifizierte am Ende „die Moral der Massenmedien" mit der Moral ihrer Geschichte. Dabei griff ich auf John Locke und John Stuart Mill zurück und konnte zwar den Skeptikern gefallen, nicht aber den Dogmatikern und Empirikern, den Positivisten schon gar nicht. So hatte das Buch dann auch in den Vordiskussionen der Fakultät eine Rolle gespielt. Dem einen paßte die benutzte Aristoteles-Übersetzung nicht, dem anderen nicht der Lessingsche Relativismus. Dennoch hatte man mich berufen. Vorauszusetzen, daß die Studenten die Schrift kannten, war mein vierter Fehler. So setzte ich sofort den fünften darauf, indem ich anfing, mein Programm vorzusagen.

Nahe an der Praxis

Ich wollte – und hatte das auch schon in Interviews angekündigt – möglichst nahe an der Praxis dozieren. Das war 1968 noch nicht ungewöhnlich in der deutschen Publizistikwissenschaft. Auf den Lehrstühlen von München, Mainz, Göttingen und Münster saßen Ordinarien, die alle schon einmal eine Redaktion von innen gesehen und als Journalisten begonnen hatten, ehe sie Professoren wur-

den – Otto B. Roegele („Rheinischer Merkur"), Elisabeth Noelle-Neumann („Das Reich"), Wilmont Haacke („Berliner Tageblatt", „Querschnitt") und der Holländer Henk Prakke in Münster. Auch meine beiden Berliner Vorgänger waren Journalisten gewesen: Dovifat in der katholischen Gewerkschaftspresse, Eberhard ... bei radikalsozialistischen Blättern und dann in der Emigration bei BBC. Dovifat hatten die Sowjets eine Lizenz für die erste Zeitung der CDU in Berlin gegeben, die er mitbegründete. Roegele und Noelle-Neumann behielten ihre publizistischen Mittel bei, er den „Rheinischen Merkur", sie ihr Demoskopisches Institut in Allensbach. Daneben nahm sich meine Weiterarbeit an der „Neuen Rundschau" bescheiden aus.

Happening statt Diskurs

Aber sie interessierte meine Hörer überhaupt nicht. Sie wollten von meiner Vorschau auch gar nichts wissen. Aufmerksamkeit erregte sie erst, als wir jahrelang versuchten, auseinanderstrebende Studienpläne auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Am ersten Abend hatten die Studenten nur vor, mir ihre Vorstellung zu präsentieren.

So stoppte ich denn meinen Gedankengang und hörte ihnen zu. Das hätte ich gleich tun sollen. Offenbar gab es auch hier die drei Fakultätsgruppen: Dogmatiker, Empiriker, Positivisten, ohne die vierte des kritischen Relativismus. Die Fronten schienen klar: einerseits ein allgemeiner linker Dogmatismus, der nur Wert darauf legte, „links" zu sein, was mit Versatzstücken von Marx über Lenin bis Mao belegt wurde. Keine Dialektik, und gar keine in sich stimmende historisch-dialektische Analyse. Marx aus den Frühschriften, Marx aus dem Kapital, zurück zu den Feuerbach-Thesen und vor zum Manifest, so als ob der arme Mensch sein Leben lang dieselbe Meinung vertreten hätte und nicht frei genug gewesen wäre, seine Ansichten zu ändern! Das konnte nicht aus dem Seminar von H. J. Lieber kommen, der Marxismus unterrichtete, sondern mußte aus irgendwelchen leninistischen Propagandabroschüren stammen – aus welchen, wußte ich nicht, und das war der sechste Fehler, denn ich konnte nicht auf den Hintergrund replizieren.

Andererseits die Anhänger der empirischen Methoden, die, jeweils frisch aus der amerikanischen Überfülle sich bedienend, auch nicht im Zusammenhang vortrugen. Dazu kamen dann noch ein paar idealistische Historiker. Es ging schon ziemlich durcheinander. Doch als ich vorschlug, die Positionen erst einmal zu klären, um sie dann aufeinander beziehen zu können, war das „bürgerlicher Schwachsinn" und ging im Gelächter unter. Methodenvielfalt war nicht gefragt an diesem ersten Abend. Man wollte keinen Diskurs, sondern ein Happening. Das bemerkte ich zu spät und kam mir deshalb recht blöd vor. Mein siebter Fehler war, nicht zu verstummen und das Forum unter sich zu lassen. Ich mischte mich immer wieder ein, weil mir das als ein Gebot der Höflichkeit erschien, die im übrigen weder in den Auseinandersetzungen des Auditoriums, noch mir gegenüber stattfand. Eine rüpelige Schulklasse in der Pubertät hätte sich nicht anders verhalten.

Es würde schwer sein, den minimalen Konses des Umgangs zu erreichen, ohne den Mitteilung und Antwort nicht stattfinden können, weil es keine Verständigung geben kann, wenn einer den anderen ständig vors Schienbein tritt und der andere dem einen ins Gesicht spuckt. Sie sind, dachte ich mir, halt Opfer dieser Weltpolitik: sie reflektieren die Unvereinbarkeit von Abschreckung und Entspannung. Der Gedanke beschäftigte mich, weil ich dabei versuchte, meine Annahme im Ausdruck der Gesichter bestätigt oder widerlegt zu finden, offene, weniger ausdrucksstarke, schon ermüdete, noch hellwache Gesichter, die meisten etwas impertinent, einige borniert. So überzog ich meine Zeit, statt nach Ablauf der 90 Minuten aufzustehen, und das war nun wirklich ein Fehler, der einem Lehrer der Publizistik nicht verziehen werden kann.

AUFGELESEN

„Unbegreiflich, wie Mommsen oder Weber oder Harnack ihr immenses Lebenswerk erbringen konnten; man darf mutmaßen, es habe darin seinen Grund, daß sie keine Kohorte von Assistenten zu dirigieren, keine Freisemester zu nehmen hatten, keine Fördermittel erhielten, beantragten und abrechneten, selten Kongresse besuchten und vor allem nicht über das neuzeitliche Gerät verfügten, ohne das wissenschaftliche Arbeit heutzutage nicht denkbar ist."

Johannes Gross im „Frankfurter Allgemeine Magazin" vom 22. April 1994

Demagogen schlafen länger

In der benachbarten Pension zurück, warf ich mich aufs Bett und sagte zu Christa: „Pack die Koffer. Wir reisen ab. Das hab' ich nicht nötig." Dann schlief ich ein. Ihr aber hatten zwei aufmerksame Studenten, Jochen Bäumel und Ulrich Pätzold, eine Zeitschrift in die Hand gedrückt: Enzensbergers „Kursbuch" Nr. 14. „Er scheint das nicht zu kennen." Christa begann zu lesen und fand beinahe wortwörtlich die studentischen Argumente des Abends wieder und auch den kritischen Relativismus. Als ich aufwachte, sagte sie mir, was sie gelesen hatte. Ich: „Ja, wenn die noch Zeitschriften lesen, ist vielleicht doch noch nicht alles verloren." Und wir blieben – für 15 lange, strapaziöse Jahre. Auf kleine Aufmerksamkeiten einzugehen, ist vielleicht auch ein Fehler, ich weiß es nicht. Vom nächsten Semester an verlegte ich meine Unterrichtsstunden in den frühen Vormittag und gewann Ruhe. Demagogen schlafen länger, weil sie nachts so viel zu beratschen haben.

Nietzsches „Buntheit" als Mitteilung des Kollektivs an den neuen Ordinarius verstanden, las sich etwa so: Das Institut für Publizistik konnte als Institution der Universität nur funktionieren, wenn es gelang, die Auseinandersetzungen seiner Angehörigen, möglichst aller, soweit zu integrieren, daß die widersprüchlichen Thesen zu Wort kommen konnten, ohne daß eine die anderen blockierte. Meine Vorstellungen trafen sich da mit den viel weiter entwickelten von Jürgen Habermas über den herrschaftsfreien Raum der Universität, kamen aber aus den Erfahrungen der Redaktionspraxis. Ich hatte mich von Radio Bremen mit einem Vorschlag zur Umorganisation der Redaktionsverfassung verabschiedet, der mit „Redaktionsstatuten" dann der Debatte zur „inneren Pressefreiheit" einen Anstoß gab.

In beiden Fällen waren bürokratische Institutionen vorgegeben, beide mit dem grundgesetzlichen Postulat der Freiheit und mit hierarchischer Praxis. Als Institutsleiter war ich in der Universitätshier-

archie diesbezüglichen Vorschriften unterworfen, von der Portokasse bis zur Schlüsselgewalt, in Lehre und Forschung dagegen frei. Die Ordinarien-Universität, entstanden aus der staatlichen Alimentierung gelehrter Privatleute, pflegte das Dilemma zu überspielen, indem sie den Direktoren uneingeschränkte Verfügung über die Institutsmittel zubilligte. Der Direktor bestimmte, was angeschafft wurde, wer eingeteilt, wann die Türen abgeschlossen und aufgemacht wurden, weil er der Forscher und Lehrer war.

Lehre ist Dialog

Diese Auffassung war gang und gäbe, wie ich bald am Verhalten von Kollegen bemerkte. Einer wollte die diskutierenden Studenten um fünf Uhr auf die winterliche Straße setzen, wogegen sie gewaltsam rebellierten, indem sie Bände der „Encyclopedia Britannica" in Wurfgeschosse umfunktionierten. Ein anderer empfing zu seiner Geburtstagsfeier die geladenen Kollegen nebst Damen im Wundverband: Er hatte sich einer Gruppe von Eindringlingen entgegengestellt, die eine Klausur stören wollten, und war dabei verletzt worden. Aber Herr Sowieso, staunte da ein Gast, warum tun Sie das? Sie sind doch kein Pedell? Ein dritter unterstrich die Direktoreneigenschaft erst jetzt: „Man muß den Jungs zeigen, wo ihre Grenzen sind!" „Jungs" gefiel mir nicht, denn „die Jungs" waren schließlich gleichberechtigte Staatsbürger, woraus sich freilich bei ihnen so wenig wie bei ihren Professoren höhere Einsichten in die Notwendigkeiten des Umgangs ableiten ließen. Und schon gar nicht Übereinstimmung in Budgetfragen, Wertvorstellungen oder über das Verhältnis von Weltgedanken und Eigenzwecken.

Wenn aus der modischen Buntheit Gedankenaustausch, vielleicht Miteinander werden sollte, schied die autoritäre Attitüde aus. Standesbewußtsein hin, Wissenschaftsprestige her: Lehre ist Dialog, oder sie findet nicht statt. Spruch und Widerspruch zusammen führen zum Ergebnis.

Insofern stimmte ich ganz mit der bunten Gesellschaft überein. Die Frage war, ob die publizistische Thematik die doch weit auseinandergehenden Werte und Normen soweit miteinander „verträglich" machen würde, daß die politischen Unverträglichkeiten draußen blieben. Konsens bilden, dahinter lag die schon von Emile Durkheim und dann von dem im KZ ermordeten Maurice Halbwachs behandelte Problematik des „kollektiven Bewußtseins". Schließlich sollten hier Publizisten herangebildet werden, die thematisieren konnten, und nicht Leierkastenmänner, die nur *eine* Walze drauf haben.

Ich mußte also meinen Stoff möglichst weit ausbreiten, um verdeutlichen zu können, daß nicht das selbstverständlich genau zu erarbeitende Thema, sondern seine Mitteilung die Hauptsache sein sollte, und daß sie auch beim Themenwechsel vorrangig blieb – Publizistik als Produktionsprozeß vom Erkenntnis durch Mitteilung. So kündigte ich ein Grundcolloquium in Thesenform an, „Publizistik", und Frank Benseler veröffentlichte es 1970 in der Sammlung Luchterhand. Meines Wissens ist es das erste Buch, das zeichentheoretische Bezüge in die Publizistikwissenschaft einführte. Sie kamen aus vier Quellen: 1. aus den eigenen Lebenserfahrungen beim Spiel und Falschspiel mit der ästhetischen, im Grunde faschistischen Selbstdarstellung der „Bündischen", ja meiner Generation überhaupt, samt unserem kolossalen Reinfall auf politische Symbolismen; 2. aus dem Studium von Ernst Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen" seit 1952, danach von Susanne Langer und Collingwood; 3. aus der Ulmer Semantik und 4. aus dem unablässigen Wechsel der Symbolismen von Sprache und Bild in der Rundfunkarbeit.

Wer würde mitspielen?

Die Studenten nahmen den Entwurf zwiespältig auf, weil ich die Kommunikation als anthropologische Konstante, „Der Mensch entsteht durch Kommunikation", zugrunde legte und die Kultur als Pflege von Verkehr, Umgang, Verständigung, Mitteilung definierte, Kommunikation mithin nicht nur als Austausch von Informationen zwischen dynamischen Systemen sah im Gegensatz zu der rasch um sich greifenden Kybernetik. Letztere vergewisserte durch Verknappung, mein Vorschlag wollte relativieren, um die potentiellen Kommunikatoren bei ihren alltäglichen und gewöhnlich unter Zeitdruck zu treffenden Entscheidungen im *Zweifel* über deren Richtigkeit *zu belassen*.

Mit dem Grundcolloquium war dann von mir aus der Rahmen abgesteckt. Wer würde darin mitspielen? Ein Konsens, der die Sonderheiten und Absonderlichkeiten hätte integrieren können war weit und breit nicht in Sicht. Im Gegenteil. Das kleine Institut mit seinen 500 Hauptfachstudenten dividierte sich weiter auseinander. Zwar wollten alle Gruppen an der Geschäftsführung beteiligt sein, ein Institutsrat sollte anstelle des Direktors entscheiden; aber diese Teilintegration mußte meiner Meinung nach notwendigerweise von der Hauptsache ablenken, Werte zu finden, deren Gemeinsamkeit erst das Institut als Lehr- und Forschungseinrichtung funktionsfähig machen konnte.

Von hinten aufgezäumt

Statt dessen wurde das Pferd von hinten aufgezäumt: aus der Konkurrenz um Sachmittel, Stellenpläne, Öffnungszeiten, Bibliotheks- und Archivordnungen mußten sich die Gegensätze auch ideologisch verschärfen. In vielen Fällen entstanden solche Gegensätze erst durch die Vermischung der beiden Bereiche. Ein falsch aufgezäumtes Roß kann aber nichts ziehen. Nur zum Teil bestimmte die Studentenschaft des Instituts diese Tendenz; sie war allgemein und durchdrang, mit Ausnahme der allerkleinsten Institutionen mit ganz wenigen Studenten und Dozenten, „Orchideenfächer" genannt, fast die ganze Universität.

Eine aktive Minderheit betrieb den „inneruniversitären Kampf" als Taktik einer Strategie, die noch immer damit rechnete, „die unterdrückten Massen" mobilisieren zu können. Das war ein Irrtum, denn diese „Massen" waren als Automobilisten auch Selbstfahrer geworden. Dadurch waren sie zwar nicht selbstbestimmend, nicht unabhängig geworden, aber sie hingen an ihren erworbenen Besitzständen und hatten keinerlei Neigung, sich von Studenten sagen zu lassen, was sie zu tun hatten. „Watt denn, watt denn, junger Mann", höre ich einen Arbeiter sagen, den ein Student mit Flugblatt ansprach. Es war im Winter 68/69, als die Polizei die Universität schützte, und junge Beamte frierenden Studenten Kaffee aus ihren Feldküchen abgaben. Der revolutionäre Kampf im Hörsaal mit Go-in und Go-out, Sit-in und Teach-in ließ die Massen ziemlich kühl, nicht so die Medien, worüber noch zu sprechen sein wird.

Auszug aus Harry Pross: Memoiren eines Inländers, 1923–1993. Wir danken dem Artemis&Winkler Verlag München für die Nachdruckerlaubnis.

AUSLAND

Scientia vincere tenebras

Rückblick nach elf Jahren Zweite Heimat Belgien

Den höflichen Kolleginnen und Kollegen aus meiner deutschen Heimat mußte ich mich immer wieder als NEIN-Sager präsentieren: „Ich habe gehört, Sie sind in Brüssel", zeigten sie sich interessiert, „dann halten Sie sicher Ihre Vorlesungen in Französisch!" „NEIN," mußte ich sie enttäuschen, „in Niederländisch". „Aber", starteten meine Gesprächspartner einen neuen Versuch, „sind Sie nicht an der Freien Universität Brüssel, der Université libre?"

Zwischen Frei und Vrij

NEIN, ich sei an der Vrije Universiteit Brüssel, mußte ich sie nochmals enttäuschen und sie gleich ein wenig belehren, es gäbe in Brüssel nicht *die* Freie Universität, sondern zwei selbständige Universitäten gleichen Namens: die französischsprachige, wallonische Université libre de Bruxelles (ULB) und die niederländischsprachige, flämische Vrije Universiteit Brussel (VUB).

Zum Trost fügte ich hier die Versicherung ein, daß auch ich damals, als ich Ende 1983 dem Ruf an die VUB folgte, keine präzise Vorstellung von Belgien hatte. Das sei ja sicher ganz schön schwierig für mich, äußerten meine mitfühlenden Gesprächspartner nun oftmals mit ein wenig Mitleid in der Stimme, aber sicher sei ich nur vorübergehend, als Gastprofessor, an der VUB. NEIN, mußte ich schon wieder entgegenhalten, ich hätte dort eine ganz normale belgische Professur für empirische Kommunikationswissenschaft auf Lebenszeit inne.

Das erlösende JA von mir kam erst, wenn noch Zeit blieb zu fragen, warum ich denn ausgerechnet nach Belgien gegangen sei. Schließlich sei ich doch Assistenzprofessor an der Freien Universität Berlin gewesen. Und wie man höre, führe ich dort auch noch immer ein größeres DFG-Projekt durch.

JA, sagte ich nun endlich, dies sei wohl wahr, ich hätte noch immer mehr als nur einen Koffer in Berlin. Berlin, die FU, bekannte ich manchmal vorsichtig-freimütig, sei meine eigentliche Heimat, Belgien, die VUB, nur meine Zweite Heimat. Je nach Stimmung begann ich nun manchmal, mein Herz auszuschütten.

JA, JA, ich sei nicht freiwillig aus Berlin weggegangen. JA, ich müsse auch zugeben, daß ich immer noch gerne an die FU zurückkehren würde und daß ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben hätte. Selten ließ ich mich verleiten, mehr zu sagen. Es schickt sich nicht, ein Stückchen Geschichte der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mit der Methode „oral history" zu schreiben, unter besonderer Berücksichtigung der determinierenden Tätigkeit von multifunktionalen Berufungs-Kommissionärinnen und -Komissionären.

Ich erinnere mich dunkel: Von Berlin nach Brüssel trieb mich damals der reine Verfolgungswahn. Die Mächte der Finsternis, vor denen ich aus meiner hunsrücknahen Heimat Mainz schon elf Jahre vorher nach Berlin geflohen war, hatten mich in Form eines prominent besetzten Beratungsgremiums des Berliner Wissenschaftssenators ereilt. Die damalige Wahl-Wende in Berlin hatte es ermöglicht, daß wissenschaftliche Abgesandte vom Bodensee und aus meiner kohlschwarzen Ex-Heimat zusammen mit Vertretern der Praxis von FAZ und ZDF dazu ausersehen waren, die Berliner FU-Publizistik neu zu ordnen (auf gut deutsch: den roten Stall der siebziger Jahre gründlich auszumisten).

Schatten der Vergangenheit

Die Schatten der Vergangenheit hatten mich zu einem Zeitpunkt eingeholt, als die Träume von der Freiheit der Freien Universität, meiner damaligen Zweiten Heimat, noch nicht ausgeträumt waren. Die besondere Form der fachkollegialen Konstruktion von Realität brachte es mit sich, daß unter anderem eine FU-Liste mit mir auf Platz eins einfach liegen blieb. Monokausale Erklärungen dafür liegen mir bis heute fern, aber mein Verfolgungswahn hatte empirische Nahrung bekommen.

Da kam zur rechten Zeit der rettende Ruf aus Brüssel: „Scientia vincere tenebras" versprach das Emblem der Vrije Universiteit Brussel. Diesem Lockruf konnte ich nicht widerstehen. „Vrij Onderzoek" (Freie Forschung) von „Vrijzinnigen" (Freigesinnten) als Programm. Autonomie der Universität nicht als Worthülse, sondern real seit der Gründung dieser Universität 1970: Emanzipation vom Einfluß des Klerus und des Staates. Sichtbares Zeichen: Berufen wird nicht von einem Minister, sondern autonom von der Universität.

Next door giants

Schon bald saß ich mit einem zusammen im Gutachtergremium der ersten VUB-Promotion in Kommunikationswissenschaft, dem in den siebziger Jahren deutsche Behörden aus politischen Gründen die Einreise nach Deutschland verwehrt hatten, als er an der Freien Universität Berlin sein Rigorosum bestreiten wollte: der marxistische Wirtschaftswissenschaftler Ernest Mandel. Auch er hatte an der VUB als Professor eine Heimat gefunden. Scientia vincere tenebras!

Schnell lernte ich: Flamen sind in Brüssel eine fast verfolgte Minderheit, insbesondere am Abend. Täglich findet ein großer Ein- und Auszug der Flamen statt: Morgens zur Arbeit der massenhafte Einzug aus den Provinzen um Leuven, Antwerpen, Gent, abends der ebenso massenhafte Auszug, zurück aufs flache Land Flanderns. Brüssel gehört am Abend wieder den Französischsprechenden.

Das „taalprobleem", die Sprachenfrage, das heißt: Wer welche der beiden Sprache wie, wann und wo spricht, ist in Belgien von äußerster Wichtigkeit. An der Sprache scheiden sich die Geister, über den Sprachenstreit sind schon Regierungen gestürzt.

Das Studium der Kommunikationswissenschaft an der VUB entspricht – was die Lernziele und Lerninhalte betrifft – im großen und ganzen demjenigen vergleichbarer Studiengänge in Deutschland. Einen berufspraktischen Teil gibt es jedoch nur in Ansätzen. Zwei gravierende Unterschiede zu Deutschland: Im ersten Jahr des auf vier Jahre angelegten Studiums beschränkt sich das spezifisch kommunikationswissenschaftliche Lehrprogramm auf eine Einführungsvorlesung und eine Vorlesung zur Mediengeschichte. Zum Pflichtprogramm gehören dagegen all-

gemeine Einführungen in Geschichte, Philosophie, Recht, Soziologie, Psychologie etc. Daran etwas verändern zu wollen würde heißen, an den Grundfesten der VUB-Philosophie zu rütteln.

Insgesamt muß man sagen, daß das Studium an der VUB vergleichsweise „verschult" ist: In jedem Studienjahr gibt es ein identisches Angebot einer Vielzahl von Pflichtveranstaltungen, meistens Vorlesungen. Für die Lehrenden bedeutet dies, daß sie fast keinen Spielraum haben, um zu variieren. Alle Vorlesungen werden am Ende des Studienjahres abgeprüft. Wer durchfällt, muß das Jahr wiederholen.

Ähnlich jedoch wie an deutschen Universitäten ist das Mißverhältnis der großen Anzahl der Studierenden der Kommunikationswissenschaft und den im Verhältnis dazu geringen personellen und finanziellen Mitteln. Die Studentenzahl hat sich seit 1983/84 mehr als verdoppelt, von 250 auf 540. In der geisteswissenschaftlichen Fakultät, zu der das Fach gehört, erhöhte sich damit der Anteil der Kommunikationswissenschaftler von 23 auf über 50 Prozent. Im Mißverhältnis dazu steht der Anteil von 17 Prozent an personellen Mitteln, der dem Fach in dieser Fakultät zugestanden wird. In der Gruppe der Professoren wird sogar nur ein Anteil von 8 Prozent erreicht.

Trotz geringer Ressourcen an den drei flämischen Universitäten in Brüssel, Gent und Leuven haben die belgischen Kommunikationswissenschaftler beachtliche Leistungen vorzuweisen. Ihre Stärke ist ihre Vielsprachigkeit und ihre Aufgeschlossenheit, die sie befähigt, Ansätze aus den unterschiedlichsten Ländern auf das eigene Land anzuwenden und weiterzuentwikkeln. Ihr Dilemma ist ihre eigene Sprache, auf der sie in der gegebenen politischen Situation Belgiens bestehen müssen. Diese Sprachbarriere und das bekannte „next-door-giants"-Phänomen mit der systematischen Benachteiligung kleinerer Länder bewirken, daß die flämische Kommunikationswissenschaft außerhalb Flanderns kaum rezipiert wird.

Der VUB und belgischen Kolleginnen und Kollegen bin ich zu großem Dank verpflichtet. Zu meinem eigenen Bedauern blieb ich ein Fremder, und berechtigte Erwartungen an mich konnte ich nicht erfüllen. Ich litt unter der Sprachbarriere, doch ich tat zu wenig, um sie zu überwinden. Heimatfixiert versäumte ich es, mich in meine Zweite Heimat zu integrieren und sie zu entgrenzen. Insofern fühlte ich mich schuldig. Aber ich ging mit dem sicheren Bewußtsein weg, daß es – anders als bei meinem Kommen – mit meiner Hilfe jetzt an der VUB den gewünschten hauseigenen Nachwuchs für empirische Kommunikationswissenschaft gibt. Ein wenig Dankesschuld ist abgetragen.

Wieder einmal ist in Berlin gerade eine FU-Liste mit mir liegen gelassen worden. In der Gewißheit, daß es ein Heimat-Angebot aus Deutschland für mich nicht mehr geben wird, habe ich nun wieder ein Angebot für eine Zweite Heimat im benachbarten Ausland angenommen. Nun wird Österreich – anders als Belgien – für mich eine Zweite Heimat auf Dauer sein.

Manfred Knoche

IMPRESSUM

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)
Redaktion: Walter Hömberg
Erscheinungsweise: Dreimal jährlich; Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 31. Januar 1995
Produktion: Wolfgang Pütz
Druck: Brönner&Daentler, Eichstätt
Redaktionsanschrift:
Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität Eichstätt
Ostenstraße 26
D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 20-564 / -562
Telefax (08421) 4361

ARBEITSGRUPPEN

Soziologie und Medienpsychologie

„Die Interaktivität neuer Medien als Herausforderung an die Kommunikationsforschung", unter diesem Titel veranstalten die DGPuK-Arbeitsgruppen Soziologie der Massenkommunikation und Medienpsychologie einen gemeinsamen Workshop. Ziel ist es, das Durcheinander, das sich aus der inflationären Verwendung des Begriffs Interaktivität ergeben hat, ein wenig aufzuräumen. Angesichts der technischen Entwicklung soll bei dem Workshop sowohl die Perspektive der Massenkommunikation als auch die der technisch vermittelten Individualkommunikation diskutiert werden. Der Workshop wird am 27. und 28. Januar 1995 im Hans-Bredow-Institut in Hamburg stattfinden. Vorgesehen sind u.a. Beiträge von Margot Berghaus, Lutz Goertz, Joachim R. Höflich, Klaus Merten, Lothar Mikos und Hermann-Dieter Schröder. Interessierte wenden sich für weitere Informationen bitte an Uwe Hasebrink und Friedrich Krotz, Hans-Bredow-Institut, Heimhuderstraße 21, 20148 Hamburg, Telefon (040) 447031, Telefax (040) 417870.

Politik und Kommunikation

Die nächste Jahrestagung der Arbeitskreise Politik und Kommunikation der DGPuK und der DVPW wird am 28. und 29. September 1995 zum Thema „Massenmediale Politikvermittlung, politische Öffentlichkeitsarbeit und Politikverdrossenheit" abgehalten. Bei der Tagung soll es einerseits um die Auswirkungen der massenmedialen Präsentationsweisen von Politik auf den politischen Prozeß und die Legitimität des politischen Systems, andererseits um das Verhältnis von Politik und politischer Öffentlichkeitsarbeit in der Mediengesellschaft gehen. Wer einen empirischen oder theoretischen Beitrag zu den angesprochenen Themenbereichen liefern möchte, möge sich bitte möglichst bald wenden an Otfried Jarren oder Hartmut Weßler, Universität Hamburg, Institut für Journalistik, Allende-Platz 1, 20146 Hamburg, Telefon (040) 41235448, Telefax (040) 41234506. Auch Anmeldungen für die Teilnahme sind hier ab sofort möglich.

RÜCK-BLICK

Medial und genial

125 Jahre Postkarte

Der Mann war schlau, damals vor gut 125 Jahren. Da war er auf die Idee gekommen, neben Briefen künftig auch „Postblätter" zu verschicken, wie er sie nannte; das schien ihm ganz praktisch. Doch obgleich es noch keinen Datenschutz und keine Bürgerinitiativen nach heutigem Zuschnitt gab, kamen flugs die Einwände: Es sei unschicklich, gar unmoralisch und beleidigend, Nachrichten offen zu verschicken. Also war der Einfall erst mal gestorben, den der Geheime Postrat Heinrich von Stephan 1865 in einer Denkschrift anläßlich der fünften Postvereinskonferenz in Karlsruhe zu den Akten gegeben hatte.



Dieselbe Idee hatte noch jemand. Er hieß Emanuel Hermann und war Professor für Nationalökonomie und Enzyklopädie an der k. und k. Militärakademie in Wiener Neustadt. Bis heute ist nicht ganz geklärt, ob er selbst auf den Einfall gekommen war oder Stephans Genieblitz nur aufleben ließ. Wie dem auch sei – am 26. Januar 1869 erschien in der „Neuen Freien Presse" zu Wien ein Beitrag von Hermann, und der begann nach der Gewohnheit jener Ära mit einem heute längst aus Schlagzeilen ausrangierten „Über...".

„Über eine neue Art der Correspondenz mittels der Post", fing Hermann an. Dann entwickelte er seinen Plan, ein Posttelegramm einzuführen, das aus einer offenen Karte bestehen und weniger Gebühr kosten sollte. Und da auf eine Karte nicht allzu viel Text paßte (zumal auf die Vorderseite nichts anderes als die Anschrift sollte), dachte Hermann, die erlaubte Wortzahl auf zwanzig zu beschränken. Deshalb auch die geringere Gebühr und das Wort Telegramm, das später die Vokabel Telegrammstil gebären half.

Die Darstellung des k. und k. Herrn Hermann fand im k. und k. Handelsministerium rasche Zustimmung. Selten haben österreichische Behörden so schnell reagiert. Schon am 1. Oktober des nämlichen Jahres, vor jetzt 125 Jahren also, lagen in den Postämtern der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie des ersten Franz Joseph die ersten „Correspondenz-Karten" vor, wie sie zunächst hießen. Auch war die Obrigkeit selten so großzügig: Das 20-Worte-Limit unterblieb; die Kommunikation bekam neben freier Einsicht auch freien Lauf mit auf den Weg – allerdings unter dem höchst amtlichen Hinweis: „Die Postanstalt übernimmt keine Verantwortlichkeit für den Inhalt der Mitteilungen." Man sieht, in puncto Haftungsrecht gab es damals schon hoffnungsvolle Ansätze.

Begrenzt war natürlich das Format: Die Karte maß 12 mal 8,5 cm, war also deutlich kleiner als beispielsweise die zeitgenössische deutsche Postkarte mit 14,8 mal 10,5 cm. Wie vielen Worten mag das das Leben, ja die Geburt gekostet haben, weil sie weniger kosteten?

Ein knappes Jahr später, am 25. Juni 1870, begann die grenzüberschreitende Diffusion: Da führte das Norddeutsche Postgebiet solche Karten ein. Damit das Publikum alles richtig machte, gab es unter dem Strich kein Feuilleton, sondern „zur gefälligen Beachtung" eine Gebrauchsanweisung mit sechs fein gegliederten Punkten. Die Chronisten sagen, mit 16,5 mal 11 cm seien diese Karten recht unhandlich gewesen. Während der ersten vier Jahre mußten sie (unfreundlicherweise mit vollem Briefporto) noch extra freigemacht werden. Beim österreichischen Vorbild war das Porto schon mitbezahlt, wie wir das heute auch kennen; freilich war die Marke nicht aufgedruckt, sondern dafür gab es einen besonderen Wertstempel. Bald gab es Karten auch in der Schweiz, in Luxemburg und Großbritannien. 1872 folgte die Gebührensenkung (auf halbes Briefporto), die Umbenennung in Postkarte und die nächste Erfindung: die „Fragekarte" mit anhängender Antwortkarte.

Wie schwer sich das neue Medium trotz seiner Vorzüge tat, zeigt die Tatsache, daß es für den Verkehr mit dem Ausland in manchen Ländern noch lange Jahre verboten war. Erst der Weltpostkongreß anno 1907 in Rom beschloß, alle Hindernisse fallenzulassen. Gleichwohl, die Postkarte blieb indiskret. Transparenz wurde günstig kalkuliert, und ganz nebenbei gab es eine neue Kommunikationsstation: die geheimen Mitleser auf dem Weg vom Kommunikator zum (erwünschten) Rezipienten. Manches Hausmädchen mag so etwa über die Verhältnisse ihrer Herrschaft erfahren haben. Der Postbote von heute kann lesen, wie es Onkel Max auf Mallorca geht und daß Frau Schnitzelbauer ihrem Arzt endlich den Krankenschein des laufenden Quartals bringen soll.

Doch was soll's – wir leben, Neugier hin, Datenschutz her, wohl doch in einer offenen Gesellschaft. Hätte sich sonst eine indiskrete Technik unserer Tage, Telefax genannt, so rasant durchsetzen können? Klar, daß auch dieser Text via Fax an die Aviso-Redaktion nach Eichstätt geht. Denn auf einer Postkarte hätte er keinen Platz gehabt.

Eckart Klaus Roloff

SCHLUSSWORT

„Man nannte mich den King, den Größten, den Champion. Jetzt könnt ihr Doc zu mir sagen"

Muhammed Ali, nachdem er in Massachusetts zum Ehrendoktor ernannt worden war